

Gustav Feichtinger

Bob Barring neu, Band 2

Das Geheimnis der Marquesas

erzählt von Rolf Shark

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis

Prolog.....	2
Die Fahrt zu den Marquesas.....	3
Roger Balint, der Schiffbrüchige.....	7
Weißer Herrscher über Hanavave.....	12
Aranui.....	18
Das Festmahl.....	25
In der Tabu-Zone.....	31
Der Alte vom Berg.....	39
Am Dach der Insel.....	48
Im Tal der Kannibalen.....	55
Sturm über der Ostküste.....	62
Das Wasser der Nacht.....	68
In der Brandung zur Ewigkeit.....	71
Tauchgang des Grauens.....	76
Das Kreuz von Taiokai.....	84

Prolog

Die südlichste Insel des pazifischen Archipells der Marquesas, *Fatu Hiva*, gleicht der Sichel des zunehmenden Mondes – gesehen von der nördlichen Halbkugel.

Auf der Luvseite von Fatu Hiva, nahe dem östlichsten Punkt der Insel, steht ein verwittertes Holzkreuz. Es trägt die Initialen A B und ein kaum mehr lesbares Datum: Mai 195..

Das Kreuz erhebt sich am Rand einer Felsklippe, die mehrere hundert Meter über der Meeresbrandung emporragt. Es blickt nach Sonnenaufgang, wo weit hinter dem Horizont, an die sechstausend Kilometer im Osten, das südamerikanische Festland liegt. Die Dünung des pazifischen Ozeans schickt Welle um Welle von dort gegen die Steilküste dieser Insel, der Wind singt sein ewiges Lied und erzählt die Geschichte einer Liebe einer Frau zu ihrem Mann, der kein Glück beschieden war ...

Die Fahrt zu den Marquesas

„Segel backbord voraus“, ertönte ein lauter Ruf vom Bug unserer <<Flecha>>. Eben ging hinterm Heck unseres Schiffes die Sonne groß und in einem giftigen Gelb leuchtend auf. In wenigen Minuten würde sich die charakteristisch-glitzernde Straße bilden, die vom Beobachter direkt zum Zentralgestirn führt, um nach weiterer kurzer Zeit wieder zu vergehen. Seit ein paar Tagen herrschte drückende Hitze verbunden mit einer totalen Windstille – in diesen Breiten ein eher seltenes Ereignis zu dieser Jahreszeit.

Der Boss von Bobs Zeitung hatte es sich nicht nehmen lassen, in Callao, dem Hafen von Lima, ein Schiff auszurüsten, und uns ans Herz gelegt, damit so schnell wie möglich die Marquesas anzulaufen. Bob Barring ist Reporter einer großen nordamerikanischen Zeitung und berichtet aus allen Teilen der Welt über außergewöhnliche Ereignisse, Sensationen abseits vom Alltag. Ich bin Österreicher und begleite Bob auf seinen Unternehmungen. Unter dem Pseudonym Rolf Shark, das ich mir seinerzeit bei einem Südseeabenteuer erworben hatte¹, berichte ich ebenfalls über unsere Reisen und Abenteuer. Unser letztes Unternehmen hatte uns in die peruanischen Kordillern geführt, wo wir ein Schwert von unglaublicher Konsistenz aufspürten². In einer Kette turbulenter Ereignisse ging es aber leider bald wieder verloren. Der Ausgang unserer Expedition war aber nicht völlig negativ zu verbuchen, da wir in einer Grabkammer im Eis der Andengletscher eine Stele mit einer spektakulären Gravur fanden. Nach einigen vergeblichen Anstrengungen gelang Bob und unserem Archäologen Pierre Roullé schließlich die Entzifferung. Die Botschaft enthielt eine Reiseanleitung zu den Marquesas-Inseln. Rigel, der Hauptstern des Steinbildes Orion, der etwa 10 Grad südlich des Himmelsäquators steht, diente als Leitstern für eine Routenbeschreibung zu den ebenfalls auf etwa zehn Grad südlicher Breite befindlichen Marquesas.

¹

Siehe „Die Insel der verlorenen Liebe“, Bob Barring, Nr. 26.

²

Siehe „Das Schwert der Götter“, Bob Barring neu, Band 1.

Nun bilden die zu Französisch Polynesien gehörigen Marquesas zwar nur einen kleinen Fleck am Erdglobus, aber in der Realität erstrecken sie sich über viele Quadratmeilen. Wie also sollten wir die Nadel im Heuhaufen finden? Aber hierbei kam uns ein echter Glücksfall zu Hilfe. Während die Vorbereitungen zur Einschiffung im Callao liefen, stöberte Pierre Roullé nahezu rund um die Uhr in diversen Bibliotheken Limas und studierte alte Berichte. Dabei stieß er auf Passagen, die unsere Aufgabe erleichtern sollten. Um dies zu erklären, muss ich an dieser Stelle kurz auf die Entdeckungsgeschichte des Stillen Ozeans eingehen. Anlässlich der ersten Weltumsegelung um 1520 hatte *Fernando Magellan* den Pazifik von Südost nach Nordwest durchquert, ohne irgendwelche Inseln zu sichten geschweige denn zu betreten. Erst kurz vor den Philippinen stieß er auf Eingeborene, mit denen er allerdings schlechte Erfahrungen machte. Ein halbes Jahrhundert später, segelte *Alvaro de Mendaña de Neira* von Peru nach Melanesien. Von den Inkas wussten die Spanier, dass es weit draußen im Stillen Ozean bewohnte Inseln gab. Zwei Generationen vor der Eroberung Perus hatte der Inka *Tupac Yupanqui* auf einer Flotte von Balsa-Flößen die Inseln erreicht und war nach einem Jahr mit dunkelhäutigen Gefangenen zurückgekehrt. Es war der Spanier *Pedro Sarmiento de Gamboa*, welcher die Berichte und Legenden über die Inka-Reisen sammelte. Er überzeugte die spanischen Autoritäten, eine Expedition auszurüsten, um den *Terra Australis*, den sogenannten Südkontinent zu erreichen.

Beim ersten Versuch der Spanier im Jahre 1567/68 die Inseln zu erreichen, hatten Streitigkeiten der Schiffsführung, insbesondere zwischen Sarmiento und Mendaña, dazu geführt, dass die Segelanleitungen der Inkas nicht befolgt wurden. So fuhr die Mendaña-Expedition südlich an der Marquesas vorbei und stieß erst viel weiter im Osten bei den Salomon-Inseln auf Land.

Nachdem sie unter widrigen Umständen nach Peru zurückgekehrt waren, unternahm Admiral Mendaña im Jahre 1595 einen zweiten Versuch. Mit seinem Steuermann *Pedro Fernandez de Quiros* erreichten die Karavellen der Entdecker die im Südwesten der Marquesas Gruppe³ befindlichen Insel, Fatu Hiva. Nach den

³

Admiral *Alvaro de Mendaña de Neira* hat die Marquesas zu Ehren *Don Garcia Hurtado de Mendoza*, *Marques de Cañetao*, den Vizekönig von Peru als 'gräfliche Inseln' benannt. Eine andere Version besagt, dass die Inselgruppe nach der Ehefrau des Grafen Mendoza benannt worden seien.

Berichten von Quiros fanden sie die Insel dicht bevölkert. Die Spanier hielten erstmals in Polynesien eine katholische Messe ab. In der Folge kam es jedoch zu Scharmützeln mit den Eingeborenen, bei denen eine Reihe derselben getötet wurden. Danach nahm Mendaña Fatu Hiva und drei andere Inseln für den spanischen König Philipp II in Besitz und segelte weiter, da es auf den Marquesas kein Gold gab. Nach diesem ersten Kontakt mit der europäischen ‚Zivilisation‘ blieben die Inseln für fast 180 Jahre von weiteren Besuchern verschont. Erst 1774 wurden die Marquesas-Inseln von Kapitän *James Cook*, dem größten Entdecker aller Zeiten, auf seiner zweiten Reise, wieder angelaufen.

Während all diese Tatsachen wohlbekannt waren und der üblichen Vorgangsweise der Konquistadoren entsprachen, schien die folgende Entdeckung der Aufmerksamkeit der Historiker bisher entgangen zu sein. Pierre Roullé stieß nämlich bei seinem Steilkurs durch die peruanische Entdeckungsgeschichte des Pazifiks auf zwei neue Fakten, die für unsere Reise von enormer Bedeutung waren.

Zunächst fand er Aufzeichnungen von Quiros, in denen dieser über eine Gruppe peruanischer Indios berichtete, auf welche er im Pazifik anlässlich der zweiten Mendaña-Fahrt getroffen sei. Die zur Unterstützung des Navigators des teilnehmenden Inka-Lotsen konnten sie sich mit diesen offenbar schon zuvor aus Peru angereisten Landsleuten problemlos verständigen. Diese Begegnung fand auf einer Insel statt, welche die Spanier *Magdalena* nannten – aber in der Tat handelte es sich dabei um das von den Ureinwohnern als *Fatu Hiva* bezeichnete Eiland.

Und zweitens – sozusagen als bestätigende Ergänzung – fand Roullé eine Stelle mit der Segelanweisung der Inka, in welcher von genaueren Westkurs die Rede war, den es auf 10 Grad südlicher Breite einzuhalten gebe.

Diese Belege für den Aufenthalt der Inkas auf pazifischen Inseln wären Wasser auf den Mühlen Thor Heyerdahls gewesen, der nur weniger als ein Jahrzehnt vor unseren Abenteuern⁴ und seinem Floß *Kon-Tiki* von Peru zu den Tuamotus im Südpazifik gesegelt war. Der norwegische Forscher hatte seine Vermutung einer

4

Man beachte, dass Bob Barrings Marquesas-Expedition Mitte der Fünfzigerjahre des vorigen Jahrhunderts stattgefunden hatte.

Besiedelung Polynesiens von Peru aus vor allem auf Steinmonumente auf verschiedenen polynesischen Inseln gestützt.

*

Es war Bob unter tatkräftiger Hilfe der peruanischen Agentur seiner Zeitung gelungen, ein passendes Schiff aufzutreiben. Es handelte sich um die <<Flecha>>⁵, einem schnittigen Schoner von etwa dreißig Meter Länge mit zwei Masten und starkem Motor zur Erhöhung der Geschwindigkeit, was sich insbesondere bei Flauten wie der gegenwärtig herrschenden, in denen die Segel schlaff hernieder hingen, als sehr zweckmäßig erwies. Die Besatzung bestand aus Kapitän Ted O'Brien, einem Iren mit großer Südsee-Erfahrung, seinem ersten Offizier und Steuermann, einem wackeren Norweger namens Jens Larsen, sowie einer Handvoll Matrosen, meist Peruaner. Unser Team setzte sich aus Bob, Pierre Roullé und Miguel, unserem Bergführer zusammen. Letzterer war uns bei den Andenabenteuern ans Herz gewachsen⁶, sodass wir freudig einwilligten, als er uns auch seine Begleitung in den Stillen Ozean anbot.

Nachdem wir Vorräte und Ausrüstung für unsere neue Expedition gebunkert hatten, verließen wir Callao frohgemut am 21. Februar 195. mit dem Ziel Fatu Hiva vulgo Magdalena. Wir hofften, dort auf Relikte der Inka zu stoßen, möglicherweise sogar auf ein anderes Exemplar der Schwerter der Götter. Die Überfahrt zu den Marquesas würde dank der modernen Technik deutlich schneller als die etwa 80 Tage dauern, von denen auf der Stele in der *Casa del Condor* die Rede gewesen war⁷.

Unsere Reise verlief zunächst ohne besondere Ereignisse. Der Zauber der Tropennächte, der herrliche Sternenhimmel, das Meeresleuchten, die springenden Delphine, das Beobachten der Fischeschwärme – all das machte uns die Fahrt angenehm. Vor der nahezu am Zenit stehenden Sonne, deren Stärke man im Passatwind leicht unterschätzte, milderten wir durch ein Sonnensegel, welches

⁵

Spanisch: Pfeil

⁶

Siehe „Das Schwert der Götter“, Bob Barrington neu, Band 1.

⁷

Siehe „Das Schwert der Götter“, Bob Barrington neu, Band 1.

zwischen den beiden Masten gespannt war. Alles in allem war die Reise kein Vergleich zu meiner ersten Fahrt an die Südsee vor einigen Jahren, welche durch die Auseinandersetzung mit Gangstern beeinträchtigt war⁸.

Als wir uns schon fast am Ende unserer Reise befanden, kam es zur eingangs erwähnten Windstille. In den beiden Tagen davor hatte sich der Pazifik von seiner stürmischen Seite gezeigt. Aber schon bald wurde die raue See von einer ausgeprägten Flaute abgelöst. Der Dieselmotor lief mit voller Kraft, da wir ohne Verzögerung am Ziel anlangen wollten. In der Nacht wirkte sich der Lärm allerdings störend aus, sodass wir uns nun schon früh an Deck tummelten. Aus diesem Grund folgten wir den eingangs erwähnten Ruf ‚Schiff in Sicht‘.

Roger Balint, der Schiffbrüchige

Und in der Tat. Etwas links von unserem Kurs war deutlich das Segel eines kleineren Auslegerbootes zu sehen. Es mochte nicht länger als knapp zehn Meter sein. In der Flaute hing das Segeltuch schlapp zu Boden. Beim Näherkommen merkten wir, dass sich das Boot in keinem guten Zustand befand. Die Takelage hing hernieder, das Segel war zerfetzt und einer der beiden Ausleger schien arg ramponiert.

„Ein Wunder, dass das Bötchen noch schwimmt – die nächste Brise wird es aber zum alten Neptun auf den Grund schicken ...“, konstatierte Jens Larsen und stieg zur besseren Sicht in die Wanten. Seine massige Gestalt tat seiner Bewegungsfähigkeit keinen Abbruch.

„Holla, da liegt ja wer in der Schaluppe. Jungs – entert mal schnell, dem Passagier dort scheint Sturm und Flaute nicht wohl bekommen zu sein“, fügte der Steuermann hinzu und kaute aufgeregt an seiner Stummelpfeife. Zwei Matrosen zogen das Boot mit Spickhaken an die Flecha und sprangen ins Boot.

⁸

Siehe „Mannschaft ohne Hafen“, Bob Barring, Nr. 25.

Jetzt bemerkten wir ebenfalls die Gestalt am Boden des Auslegerbootes. Trotz ihrer gekrümmten Stellung fiel uns die gewaltige Dimension des Körpers auf. Alle vier Matrosen waren nötig, um ihn an Bord der Flecha zu hieven. Es handelte sich um einen Weißen, wie wir trotz seiner tief gebräunten Haut feststellten. Seine Figur war athletisch gebaut, er mochte wohl an die zwei Meter groß sein. Sein Kopf war glatt rasiert, sein Gesicht von einem blonden Vollbart umrahmt.

Die tiefe Bewusstlosigkeit, in welche der Schiffbrüchige versunken schien, war erklärlich, wenn man seinen Zustand betrachtete. Sein Gesicht war blaurot geschwollen, die Lippen waren geplatzt und ihre Haut hing in Fetzen herunter.

„Der Mann ist am Verdursten, flößt ihm vorsichtig etwas Wasser ein – hoffentlich ist es noch nicht zu spät“, riet Bob Barring. „Zunächst eine Ladung Schnaps“, fügte Larsen hinzu. Als Norweger wusste er über die lebensrettenden Maßnahmen des Alkohols wohl Bescheid. Schon zückte er einen Flachmann und flößte dem Bewusstlosen behutsam ein wenig von dem Inhalt ein. „Aquavit – der Lebensspender auf allen sieben Meeren“, grinste der Steuermann und nahm selber auch gleich einen tiefen Schluck. „Habe in Callao genug davon gebunkert um eine ganze Schiffsmannschaft zu retten ...“

Danach versuchten wir den blond-bärtigen Hünen Wasser einzuflößen. Dennoch verging geraume Zeit, bis er die Augen aufschlug.

„Wo bin ich? Wo ist Paho?“ flüsterte er. Sein Englisch hatte einen seltsamen Beiklang, den ich momentan nicht zuzuordnen vermochte. Dann schien seine Erinnerung je zurückzukommen. Schmerzlich verzog er sein Gesicht. Er fasste sich an seine rechte Seite. Erst jetzt merkten wir, dass seine Kleidung dort blutverkrustet war. Eine nähere Untersuchung offenbarte eine tiefe Schnittwunde, die von einem Messerstich herzurühren schien. Bob reinigte die Wunde geschickt. Als sie wieder zu bluten begann legten wir einen Notverband an.

Der Schiffbrüchige schien eine Roßnatur zu besitzen. Nachdem er mehrere Liter Wasser getrunken hatte, erholte er sich zusehends. Nachdem ihm Jens

nochmals einen tüchtigen Schluck seines Lebensspenders eingeflößt hatte, was ihm einen dankbaren Händedruck einbrachte, setzte sich der Gerettete auf.

„Ich schulde euch Dank. Ihr habt mich vor dem sicheren Tod gerettet. Der Sturm zerfetzte erst unser Segel und zertrümmerte schließlich einen Ausleger. Dadurch wurde das Boot manövrierunfähig. Das Ende schien nah, als der Sturm endlich abflaute. Noch schlimmer war dann die totale Windstille. Unser Wasservorrat war über Bord gegangen, und wir waren am Verdursten, als mein Gefährte Paho begann, Meerwasser zu trinken ...“

Der Schiffbrüchige hatte innegehalten und musterte uns. „Ihr seid Seeleute, aber auch die ärgsten Landratten wissen, dass dies den Anfang vom Ende bedeutet. Das Salz im Wasser macht immer mehr durstig und schließlich irrsinnig – und so ist es auch bei uns gekommen. Paho hat zu fantasieren begonnen und gemeint, ich hätte noch eine Wasserflasche versteckt. Er hat mich mit dem Messer angegriffen – dabei deutete er auf seine Wunde an der Seite – und ich habe ihn über Bord geworfen“. Die letzte Bemerkung war völlig leidenschaftslos von seinen zerfetzten Lippen gekommen ...

„Du hast einiges mitgemacht“, unterbrach ich das entstandene Schweigen. „Doch sage uns jetzt, wer du bist und woher du kommst“, fügte ich hinzu.

Der Hüne richtete sich auf und musterte mich scharf, aber nicht unfreundlich. Als es sich streckte und dehnte, konnte man das Spiel seiner Muskeln beobachten. Kein überflüssiges Fett verunzierte den mächtigen Leib. Sein Oberkörper war fast vollständig von fremdartigen Tätowierungen bedeckt.

„Du bewunderst meine Tatoos“, wandte er sich an mich. „Das kannst du auch haben, wenn ihr mich nach Fatu Hiva zurückbringt. Well, ich bin euch natürlich eine Erklärung schuldig. Ich bin Roger Balint, Faktotum beim Stamm der *Hanavaves*. Geboren bin ich in der Normandie, seit dem zwölften Lebensjahr Seefahrer, vom Schiffsjungen bis zum Schiffszimmermann und Hochbootsmaat aufgestiegen. Der christlichen Seefahrt habe ich vor Jahren entsagt – erst vor ein paar Tagen habe ich mich Neptun wieder anvertraut – mit dem Erfolg den ihr seht“.

Schlagartig wurde mir der Akzent seines Englischen bewusst – er hatte einen Anflug von französisch; ich entsinne mich, in der Bretagne ein ähnliches Idiom vernommen zu haben. Ein normannischer Kleiderschrank, schoß es mir durch den Sinn – in Anlehnung an einen famosen Akteur meines Heimatlandes.

„Und weshalb hast du dich dem Element des Meeresherrn ausgesetzt?“ wollte Bob wissen.

„Well, der gottverdammte Sven Johansen hat mir das Leben im Hanavave-Tal unerträglich gemacht“, kam der Normanne in Rage. „Sven sollte auf Deutsch mit Schwein übersetzt werden! Denn ein solches Schwein ist der Schwede Johansen, der Menschenschinder. Er spielt sich bei den Kanaken als großer Boss auf, drangsaliert sie zum Perlentauchen und anderen gefährlichen Arbeiten. Obwohl die Eingeborenen von Natur aus faul sind, hält er sie mit seiner Clique in Schach. Der französische Kommissär in *Omoa* ist korrupt bis auf die Knochen und hat sich mir schwarzen Perlen bestechen lassen. Und ich wollte mit dem unglücklichen Paho nach *Hiva* segeln, um den Oberkommissär zu informieren. Aber der Wind hat uns einen Strich durch die Rechnung gemacht ...“

Roger Balint hatte sich in Wut geredet. Wen ihm der erwähnte Schinder Johansen jetzt in die Hände gefallen wäre – dann Gnade im Gott ...

„Sven Johansen, der alte Schwede? Ich kenne das Ekel und würde ihn als ‚missing link‘ zwischen Kaiman und Hyäne bezeichnen. Und jetzt spielt er sich als Diktator in *Fatu Hiva* auf?“ ergänzte unser Steuermann die Diskussion. „Ich schäme mich als Nordländer für einen solchen Skandinavier“.

„Ay Maat“, antwortete Balint lapidar. „Er hat die *Tereora* absichtlich bei *Rangiroa* auf Grund gesetzt, um die Versicherungssumme zu kassieren. Als dies aufflog, wurde ihm der Boden unter den Füßen zu heiß, und er verzog sich auf die Nord-Marquesas nach *Nuku Hiva*. Was sich dort ereignete, darüber schwieg mein Gewährsmann, einer von Johansens Gang, da er ebenfalls Dreck am Stecken hatte“.

„Fatu Hiva“, meinte Bob interessiert, „das ist ja unser Ziel. Wärest du bereit, Roger Balint, uns als Dank für deine Rettung den Lotsen dahin zu machen?“

„Nichts lieber als das“, entgegnete der normannische Kleiderschrank. „Und ihr helft mir, den schwedischen Diktator zu stürzen. Mit euren Feuerwaffen“ – er deutete auf unsere kleine Bordkanone, die am Bug der Flecha postiert war – „dürfte dies nicht zu schwierig sein ...“

„Gemach, Gemach“, griff nun auch Captain O’Brien ein. „Wir sind nicht hier, um einen pazifischen Krieg zu entfachen. Die Flecha segelt unter peruanischer Flagge und die Marquesas gehören zu Französisch Polynesien. An internationalen Verwicklungen sind wir nicht interessiert“.

„All right“, mengte sich nun Bob ein, dem schließlich die Expeditionsleitung oblag. „Wir sind hier, um auf Inkarelikte zu stoßen. Fatu Hiva war unser Ziel – ein Landungsplatz ist so gut wie jeder andere. Und Bob Barring hat noch nie einen Hilfesuchenden die Unterstützung versagt, wenn es darum ging, Verbrechern das Handwerk zu legen ...“

Die Miene der Normannen, die sich bei Captain O’Briens Äußerung verdüstert hatte, heiterte sich wieder auf.

„Wohl gesprochen, Sir. Tempelplattformen, sogenannte *Paepaes* und Götzenfiguren gibt es in unserem Tal genug, und ich werde euch gerne dorthin führen. Aber in einem muss ich euch berichtigen – und Captain und Steuermann werden mir zustimmen – ein Platz ist mit Sicherheit nicht so gut wie ein anderer. Die Luvseite im Osten von Fatu Hiva erlaubt kaum sichere Anlandungen. Die windabgewandte Westseite bietet hingegen mehrere gute Ankerplätze. Und das Hanavave-Tal zählt dazu“.

„That’s right“, stimmte Jens Larsen zu. „Alle Ansiedlungen liegen im Leebereich der Insel. Viele davon gibt es ohnehin nicht mehr, da die Bevölkerung stark abgenommen hat. Durch Weiße eingeschleppte Krankheiten, Sklavenhandel – die Peruaner haben die Eingeborenen zur Guanogewinnung gepresst – und kriegerische Auseinandersetzungen haben die Insulaner stark dezimiert. Der Osten der Insel soll überhaupt total entvölkert sein ...“

Weißer Herrscher über Hanavave

Die Flecha nahm weiter Kurs auf Fatu Hiva. Es stellte sich heraus, dass der Sturm das Ausleger-Boot von Balint und Paho weit östlich vom Kurs nach Hivaoa abgetrieben hatte.

Erst am Morgen des übernächsten Tages stieg unser Ziel über den Horizont auf. Wir rochen den tropischen Duft, ehe die Bergzacken von Fatu Hiva im Licht der aufgehenden Sonne vor uns auftauchten. Den ersten Eindruck der Marquesas hatte schon Thor Heyerdahl⁹ fast zwei Jahrzehnte vor unserem Abenteuer treffend so beschrieben:

„... Steil, ausgezackt und drohend türmten sich die Gebirgsmassen immer höher, je näher wir kamen, bis sie wie Felsenfestungen hoch über dem Ozean schwebten. Sich überschlagend, Schaum aufgewühlt und grollend wie ein fernes Gewitter hämmerte die endlose See wütend auf diese unbeweglichen Hindernisse in einer Welt lebendigen Wassers. Aus der Ferne wirkten die Inseln keineswegs gastfreundlich ... Als der Schoner noch näher lief, war es, als ob wir die Ruinen einer vom Meer umgürtenden Burg vor uns hätten. Wolkenfetzen segelten um die Türme wie Rauch ...“

Beim Näherkommen veränderten die grau-schwarzen Bergspitzen ihre Farbe in ein warmes Dschungelgrün.

Es scheint nun angebracht, ein wenig über die Geographie Fatu Hivas zu sagen. Die Insel ist etwa 15 Kilometer lang und weniger als halb so breit. Wie bereits erwähnt, bildet sie einen nach Westen offenen, das heißt nach Osten gekrümmten Bogen. Der Rücken des *Tauaouoho*-Gebirgszuges teilt die Insel in einen West- und Ostteil. Schroffe Bergspitzen und -pässe entscheiden über die Verteilung der Niederschläge. Wie alle polynesischen Inseln liegt Fatu Hiva im Gürtel der Passatwinde. Die Wolken ziehen stets von Ost nach West, also von Amerika Richtung Asien. Wo Bergzüge den Zug der Regenwolken abschneiden, herrscht

⁹

Thor Heyerdahl: „Fatu Hiva. Zurück zur Natur“, Bertelsmann, München, 1974.

trockene Savanne. Doch vorwiegend bedeckt direkter Regenwald den Boden, der selbst auf steilen Hängen und in tiefen Tälern schier undurchdringliche Formen annimmt. Nachmittags und abends kondensiert sich der aufsteigende Dunst über der sonnenwarmen Insel um sich in tropischen Schauern zu ergießen. Pflanzen- und Tierwelt sind von diesen regelmäßigen lokalen Regengüssen abhängig.

*

Wir umsegelten das Südkap der Insel. Alle hatten sich mittschiffs an der Reling eingefunden. Mit dem Feldstecher sahen wir die gewaltige Brandung, deren fernes Donnern zu hören war. Mannigfache Wasserfälle erschienen wie weiße Fäden an den Küstenwänden und unterstrichen die Feuchtigkeit der Gegend.

Kleine Täler zogen an uns vorbei, jedes durch aufragende Felshänge vom nächsten getrennt. Der erste größere Einschnitt nach dem Südkap war das Omoa-Tal. Pierre Roullé erinnerte aufgeregt an die zweite Mendaña-Expedition, der hier erstmals 1595 Anker geworfen hatte.

„Hier residiert die französische Autorität“, meinte Roger Balint abfällig. „Der korrupte Kommissär steht auf meiner Abschußliste – aber erst wollen wir mit Sven Johansen abrechnen. Zu den Hanavaves ist es noch etwas mehr als ein paar Meilen“.

Weitere anmutige Täler mit Wasserfällen und schäumend ins Meer mündende Bäche erschienen. Steil aufragende Felswände, bis oben dicht mit Buschwerk bewachsen, eröffneten mit ihrem Grün paradiesische Kulissen. Treibhausartige Dschungeldüfte schlugen uns vom Ufer aus entgegen.

Verwunderlich, dass wir kein Boot zu Gesicht bekamen. Bis auf einige wenige Häuser am Ufer in Omoa hatten wir überhaupt keine Zeichen von Zivilisation wahrgenommen. Auf meine diesbezügliche Frage gab Pierre Roullé folgende Erklärung ab: Für das 18. Jahrhundert schätzte man die Gesamtbevölkerung der Marquesas auf etwa 100.000 Köpfe. Einhundert Jahre später existierte nur mehr ein Bestand von circa 4000.

Als wir uns dem Tal von Hanavave näherten, kam ein lieblicher Palmenstrand in Sicht, gesäumt von leuchtend grün bewachsenen Felskulissen, die sich wie ein Amphitheater um das Tal aufbauten.

Ein mit sechs Personen besetztes Auslegerboot tauchte aus dem Nichts auf und schoß auf die Flecha zu. Vier flinke Eingeborene turnten auf die Flecha. Die zwei im Boot verbliebenen waren Weiße mit wahren Galgenphysionomien. Sie hielten Repetiergewehre auf den Knien und wirkten auch sonst nicht ausnehmend gastfreundlich.

Als die Kanaken Roger Balint erkannten, brachen sie in Freudenkundgebungen aus. Offensichtlich erfreute er sich bei den Insulanern hoher Beliebtheit.

Der Normanne bezeichnete uns die Stelle, an der wir vor Anker gingen. Wir ließen unser Beiboot zu Wasser, um an Land zu gehen. Da es sich um eine Mission handelte, die diplomatisches Geschick erfordern würde, wurde beschlossen, nicht geballt aufzutreten. Deshalb setzten nur Balint, Larsen, Bob und ich über.

Am Ufer wurden wir von einer kleinen Schar Kanaken erwartet. Zu den beiden Weißen im Boot gesellten sich ein paar weitere Gestalten von wenig vertrauenerweckenden Äußeren. Ihre ablehnende Unfreundlichkeit unterstrich die Tatsache, dass wir hier nicht willkommen waren. Besonders Roger Balint wurde von ihnen mit offener Ablehnung behandelt.

„Wie wird das erst mit dem ‚Diktator‘ Johansen sein, wenn sich schon seine Kreaturen so reserviert verhalten, um es gelinde auszudrücken?“ flüsterte ich Bob zu. Die steile Falte auf seiner Stirn interpretierte ich so, dass er sich ganz ähnliche Sorgen machte.

Aber wir sollten uns täuschen.

Die Meute führte uns ins Dorf, das einige hundert Meter im Inneren des Tales lag. Die Situation war zu angespannt, als dass ich der Umgebung auf dem Weg dahin verstärkte Aufmerksamkeit widmen konnte. Ganz nebenbei nahm ich aber die

bunten, wohlriechenden Blumen wahr, die den Weg vom Strand säumten. Neben den Kokospalmen gab es Papaya- und Mangobäume mit überreichen Früchten. Fürwahr ein Paradies – wenn der Mensch nicht als des Menschen Feind agierte ...

Schließlich erreichten wir das Dorf, das sich als überraschend klein entpuppte. Dreißig, vierzig Hütten. Und dann trafen wir am Platz in der Dorfmitte auf den Diktator, das ‚Schwein‘ Sven Johansen. Sein Anblick und sein erstes Auftreten warf alle meine Vorstellungen, die ich mir von ihm gemacht hatte, über den Haufen.

Johansen war überraschend klein für einen Skandinavier, die eher als große eingeschätzt werden.

Er war rotblond und von auffallend heller Hautfarbe. Schlank, drahtig, mit markantem, bartlosen Gesicht und hellblauen Augen. Am ersten Blick wirkte er nicht unsympathisch.

Er musterte uns voll Interesse, aber – im Unterschied zu seinen Männern – keineswegs unfreundlich.

„Welcome at Hanavave“, begrüßte er uns mit ironischen Ton, in einem starken skandinavisch gefärbten Englisch. „Ich bin Sven Johansen, der Master of Arts, in diesem elenden Flecken“. Um dann mit einer Geste auf Balintweisend, fortzufahren: „Wie ich sehe, habt ihr den Entflohenen aufgegabelt. Wir dachten schon, die Tikis¹⁰ hätten den Sturm geschickt, um ihn zu seinen Ahnen zu rufen. Nachdem er auf so wundersame Art gerettet worden ist, wollen wir ihm seine Fahnenflucht verzeihen ...“

Die letzte Äußerung war blanker Zynismus und wurde vom Normannen auch als solcher gesehen. „Du hast mir gar nichts zu verzeihen, Menschenschinder, der du bist. Ich bin nun in den Diensten dieser Gentlemen – dabei wies er auf uns – und im übrigen ein freier Mann. Wir sind hier, um Gerechtigkeit walten zu lassen und deine Tyrannei zu beenden ...“

¹⁰

Polynesisches Bezeichnung für Götter.

Ich erwartete eine harsche Reaktion von Johansen, hatte mich jedoch abermals getäuscht. Obwohl er innerlich sicherlich vor Wut kochte, hatte er sich unter strikter Kontrolle. Er ging auf Balints angriffslustige Äußerungen gar nicht ein, und das war mit Sicherheit das Klügste, das er in dieser Situation tun konnte.

Der Schwede war ein ernst zu nehmender Gegner. Denn das er ein solcher sein würde und kein Verbündeter, war mir klar. Die wenigen Eingeborenen, die der Begrüßungszeremonie beiwohnten, betrachteten Johansen mit unverhohlener Abneigung, ja Haß. Es war klar, dass sie ihm ans Leder rücken würden, sobald sich eine Gelegenheit dazu ergeben würde.

Bob rettete die Situation. Mit wenigen Sätzen erklärte er den Grund unseres Hierseins. Er dankte für die gebotene Gastfreundschaft, die wir gern annähmen. Der Einladung Sven Johansen, die restliche Schiffsmannschaft an Land überzusetzen, widersetzte er sich mit dem Hinweis, dass am Schiff nach dem Sturm verschiedene Ausbesserungsarbeiten von Nöten seien. Es war klar, dass wir uns nicht völlig in Johansens Gewalt begeben wollten.

*

Inzwischen war es später Nachmittag geworden, und Bob zog sich gemeinsam mit Larsen und Johansen zu einer Unterredung in dessen Behausung zurück.

Zum besseren Verständnis füge ich an dieser Stelle Bob Barrings Bericht über seine Verhandlung mit Chief Johansen ein.

Ebenso wie ich war sich Bob nach dem ersten Eindruck im Klaren, dass es sich bei Sven Johansen um keinen leichten Gegner handelte. Und in der Tat stellte sich heraus, dass dieser mit allen Wassern gewaschen war.

An der Unterredung nahmen nur vier Personen teil. Neben Johansen war seitens der Hanavaves deren Häuptling präsent, der sich jedoch als bloßer Erfüllungsgehilfe des Schweden erwies. Larsens Beitrag bestand in einer richtigen Einschätzung seines skandinavischen Seefahrer-,Kollegen': seine Empfehlung als Gastgeschenk mehrere Flaschen Schnaps mitzubringen, erwies sich als zielführend.

Dank dieses Ratschlages und Bobs diplomatischem Geschick endete die Verhandlung mit einer Pattstellung. Unter Berücksichtigung der herrschenden Umstände war dies das Optimum, das für uns herauszuholen war. Ein Eklat, der durchaus im Bereich des Möglichen gelegen war, wurde durch Bobs List und Jens' Aquavit vermieden.

Kurz zu den Details. Sven Johansen holte weit aus. Er stamme aus einer ‚Dynastie‘ von Walfänger-Kapitänen, und habe sich schließlich zum ‚Weißen Herrscher‘ über das Hanavave-Tal aufgeschwungen. Die Kanaken, so bemerkte er verächtlich, seien zu faul zum Arbeiten – und müssten auf Vordermann gebracht werden. Er habe sie zum Perlentauchen angehalten und dadurch bereits ein kleines Vermögen angehäuft. Obwohl Fatu Hiva mit seinen Steilküsten kaum Korallenbänke aufwies, bildete die Bucht von Hanavave eine bemerkenswerte Ausnahme. Sie war von einem Korallenriff umschlossen, in dessen Bereich reiche Muschelvorkommen lagen. Und er, Johansen, hatte das Perlenvorkommen entdeckt und begonnen, es ohne Rücksicht auf Verluste auszubeuten.

Die schwarzen Perlen, die er den Gefährten zeigte, waren mit Sicherheit zehntausende Dollar wert. Dass er dabei nicht zimperlich vorging, und seine Leute die Insulaner zur Arbeit pressten, verschwieg er gar nicht – das sei eben der Lauf der Dinge, wie er es ausdrückte. Und den französischen Kommissär hätte er durch Seitenzahlungen fest in der Hand.

Nun wolle er aber mit dem Geschäft aufhören. Gründe hierfür nannte er nicht. Möglicherweise war ihm der Boden unter den Füßen zu heiß geworden und er fürchtete, von den Autoritäten in Hivaoa oder Nuku Hiva kontrolliert zu werden. Balints Flucht war auch eine Art Warnschuß für Johansen gewesen.

Als Resümee der Story bot er Bob an, ihm die Flecha zu überlassen. Er würde einen Preis für das Schiff zahlen, der dessen Wert mehrfach überstieg. Als Bob abwinkte, zeigte er sich keineswegs enttäuscht. Er habe das erwartet – wie solle denn auch unsere Mannschaft beim Verkauf des Schiffes wieder zurückkommen. Er bot sich zwar an, uns nach Papeete zu bringen, aber als Bob jedwede Transaktion kategorisch ausschloß, zeigte er sich auch zufrieden, wenn wir ihn – abermals gegen eine hohe Summe – von den Marquesas nach Peru mitnehmen wollten.

Hier hakte Bob ein, indem er dies nicht ausschloß. Er trug unser Ziel vor, Inkarelikte auf der Insel zu finden. Johansen ging bereitwillig darauf ein, obwohl der Marionetten-Häuptling – schon mit glasigen Aquavit-Augen – etwas von Tabuzone in die Diskussion warf. Balint erklärte uns später, dass die Eingeborenen gewisse Zonen der Insel als ‚tabu‘ erachten und deren Betreten untersagt war. Jede Zuwiderhandlung würde zu Widrigkeiten und großem Unglück führen.

Dies war Johansen selbstredend egal. Er trachtete mit uns ins Geschäft zu kommen. Bob meinte, er müsse dies natürlich erst mit seinen Leuten besprechen, vor allem aber die Erlaubnis des Captains einholen. Dies schien Johansen plausibel. Und nachdem die vier zwei Flaschen Schnaps geleert hatten, verabschiedeten sie sich.

Chief Johansen, der weiße Herrscher über das Tal, lud die gesamte Besatzung zu einem Festessen für den späten Nachmittag des nächsten Tages ein, und Steuermann Larsen versprach, abermals für den nötigen Sprit zu sorgen.

Daraufhin zogen sich Bob und Jens Larsen zurück. Zwei der Leute Johansens begleiteten die zu Balints Haus, da die Verhandlungen Stunden gedauert hatten und mittlerweile die Nacht angebrochen war. Bob, der kaum getrunken hatte, hatte einiges zu tun, die Schlagseite unseres wackeren Steuermannes zu korrigieren.

Aranui

Da ich wusste, dass Bob unsere Interessen ausreichend vertreten würde, konnte ich mir inzwischen Zeit nehmen, gemeinsam mit Freund Pierre das Dorf zu besichtigen.

Danach führte uns Balint, begleitet von einigen munter schwatzenden Kanaken, zu seiner Hütte.

Das Dorf der Hanavaves erstreckte sich halbkreisförmig entlang der Bucht. Die Behausung des Normannen lag etwas abseits von den Hütten am

entgegengesetzten Ende von Johansens Domizil, in welchen nun wohl Bob und Jens Larsen ihre diplomatischen Fäden spinnen würden.

Balints Hütte war geräumig genug, um allen von uns Platz zum Schlafen zu bieten. Der Normanne wies mir einen mit Holzgeflecht abgeteilten Verschlag an, den ich gemeinsam mit Bob bewohnen sollte. Roullé erhielt gemeinsam mit dem Steuermann ein gegenüber liegendes Abteil.

Roger Balint offenbarte eine unaufdringlich angenehme Gastfreundschaft. Außer uns Dreien war noch eine alte Frau ad, welche uns mit Kokosnüssen, Papayas und anderen Früchten bewirtete. Als ich den Normannen fragte, ob er Familie hätte, verdüsterte sich sein Gesicht und er wurde einsilbig. Ich war diskret genug, das Thema zu wechseln, da ich an einen Unglücksfall dachte. Aber die Geschichte sollte sich bald als ganz anders herausstellen.

Nach unsere Einquartierung nahm mich Balint zur Seite: „Rolf, du bist mir von all den Flecha-Leuten am nächsten, laß mich dir deshalb sagen, was ich nun vorhabe ...“

Auch mir war der Normanne mit seiner Offenheit sympathisch. Nur sein ungezügelter Temperament erweckte in mir gewisse Befürchtungen über den Ausgang unseres Besuches im Hanavave-Tal. Als ich ihm dies – Offenheit gegen Offenheit! – eröffnete, nickte er bedenklich.

„Ja, ich werde mich zurücknehmen. Aber ich verschwinde jetzt zu meinen Freunden, um den Sturz von ‚Schwein‘ Johansen – er benützte anstelle von Sven stets das deutsche Wort Schwein – zu organisieren. Ich hoffe nur, dass sich Mr. Barring nicht von Johansen um den Finger wickeln lässt. Darin ist das ‚Schwein‘ nämlich ganz groß“.

„Da brauchst du keine Sorge haben – Bob Barring ist schon mit ganz anderen ‚Johansens‘ fertig geworden“ (Mir kam der Ausdruck meiner österreichischen Heimat, ‚Hansln‘ in den Sinn, aber das hätte der Normanne nicht verstanden).

Der Sonnenuntergang über der Hanavavebucht war schlicht spektakulär. Flammend rot, dann ockerfarben, um nach wenigen Minuten ins grünlich-violette, um in dunkelblau zu enden.

Roger war bei seinen Freunden, und auch Pierre hatte für Naturereignisse nichts übrig. Er hatte sich in seinen Verschlag zurückgezogen, um sich die Details des Quiros-Berichtes über die zweite Mendaña-Fahrt einzuprägen.

Ich beschloß die Bucht entlang zu schlendern. Stets war ich aufs Neue von der enormen Kürze der Dämmerung in tropischen Gefilden beeindruckt. Der wunderschöne Sonnenuntergang hatte mich in eine seltsam gehobene, fast tranceartige Stimmung versetzt. Die Südsee ...! Ich dachte an unsere Abenteuer mit dem Piratenschatz¹¹ auf der Insel Himeo zurück.

Unweigerlich stieg das Bild von Maui in meiner Erinnerung auf. Wie sehr hatten wir uns geliebt – wie weit lagen die Geschehnisse auf *Himeo* und dem Atoll *Tutu* zurück¹².

Ich hatte mich auf einen am Ufer angeschwemmten Baumstamm niedergelassen. Das Wasser und der Sturm der Brandung hatten ihn glatt gerieben. Wo mochte er herkommen? Vermutlich hatte ihn die Strömung und der Passat aus Südamerika hergetrieben.

Der Mond erhob sich groß und orange-gelb zwischen zwei Bergzacken. In zwei, drei Tagen würde er voll sein. Er warf sein zaubriges, silbernes Licht auf die Bucht im Westen.

Ein Schatten fiel vor dem Baumstamm neben mir. Ich erwachte aus der zauberhaften Stimmung und blickte mich um. Eine dunkle Silhouette mit langen Haaren stand hinter mir. Eine melodische, dunkle Stimme sagte: „Ich bin *Aranui*, die Frau von Balint. Du bist einer der Retter meines Mannes. Ich danke dir dafür ...“

¹¹

Siehe die Südsee-Serie, Bob Barring, Nr. 25-28.

¹²

Siehe die „Insel der verlorenen Liebe“, Bob Barring, Nr. 26.

Ich war in mehrfacher Hinsicht überrascht. Der Normanne war also doch verheiratet?! Und die Stimme der so plötzlich Aufgetauchten erinnerte mich frappant an Maui, die Liebe meines Lebens. Ich muss kein besonders geistreiches Gesicht gemacht haben damals. Während sie meine Reaktion im Mond erkennen konnte, lag ihr Gesicht im Dunklen. Dennoch merkte ich an ihrer Stimme, dass sie lächelte.

„Mein Name ist Rolf Shark. Ich bin aus Europa. Zur Zeit unterwegs mit der Flecha aus Peru“, stellte ich mich vor. Der Druck ihrer kleinen Hand war warm und fest.

Erst mein Nähertreten erkannte ich im Mondlicht ihr Antlitz. Es wies nur wenig Ähnlichkeit mit jenem Mauis auf. Auch war sie größer und wohl auch etwas älter. Während Maui erst siebzehn Jahre zählte, mochte Aranui Mitte zwanzig sein.

A-ra-nui – wie lautmalerisch dies klang. Von ihrer Gestalt konnte ich im Finstern wenig erkennen, aber ihr Gesicht war ausgesprochen apart.

Ich muss sie dennoch wohl unverhohlen angestarrt haben. Sie lächelte abermals, um danach aber ernst hinzuzufügen:

„Dein Gesicht gefällt mir; es scheint viel erlebt zu haben – und es ist ehrlich. Nicht wie jenes von Johansen ...“

„Und was ist mit Roger Balint? Du hast gesagt, er sei dein Mann?“ konnte ich mich nicht enthalten, jene Frage zu stellen, die mir auf der Zunge lag. Aranuis offene Art schien mir dies zu erlauben.

„Well“, antwortete sie – und sie benützte tatsächlich das englische Füllwort. Erst jetzt fiel mir auf, dass ihr Englisch einen französischen Akzent aufwies. „Well – du hast ein Recht das zu wissen, auch wenn es keine ersprießliche Geschichte ist. Er hat vermutlich nicht über mich gesprochen, das tut er nie. Er mag mich nicht mehr, seit er erfahren hat, dass ich Tänzerin in Papeete war. Da sind auch noch andere Dinge, über die ich nicht reden möchte. Wir leben schon länger nicht mehr wie Mann und Frau. Ich habe stets zu ihm gehalten, aber seit er dann ohne mich geflohen ist,

war für mich die Sache entschieden. Er hat Paho, meinen Cousin, mitgenommen, anstelle von mir. Dabei kann ich ein Auslegerboot genau so gut bedienen wie die beiden, obwohl ich nur eine Vahine¹³ bin ...“ Sie hatte zunehmend langsamer gesprochen und mit Bitterkeit geendet. Der Zauber der Stunde war verflogen.

„Niemand kann dich trösten – aber vermutlich wärst du jetzt ebenso tot wie Paho“, versuchte ich es dennoch.

„Vielleicht wäre es besser so“, entgegnete sie leise. „Du musst wissen, dass bei unserem Volk Männer und Frauen sehr freizügig miteinander verkehren. Doch nachdem der Stammesfürst die Trauung nach offiziellem Ritus vollzogen hat, sollen sie verbunden bleiben. Eine getrennte Frau gilt hier nichts ...“

Wir schwiegen. Was sollte ich auch sagen? Balint war ein Esel. Aber wer konnte wissen, wie das Innere des normannischen Kleiderschranks aussah.

Doch gleich darauf lieferte Aranui einen ersten Beleg für ihr lunatisches Temperament, das ich danach mehrfach feststellen konnte. „Tioti, der Stammesfürst, der uns getraut hat – eine willenlose Puppe in Johansens Hand. Er hat ihn mit Drohungen, Schnaps und Perlen zu seiner Marionette gemacht“. Aranui redete sich in Rage, und ich unterbrach sie nicht. Sicherlich lenkte die das Schimpfen von ihren eigenen Schicksalsschlägen ab.

„Und Sven Johansen?“ fragte ich in diesem Sinn gleich weiter.

„Dieses Schwein hat sich in den zehn Tagen, seit Balint weg war, an mich herangemacht. Vermutlich kam ihm Rogers Flucht gelegen, denn davor hatte er sich nicht getraut. Mit Balints Temperament und seinen Fäusten ist nicht zu spaßen. Seine und meine Situation in Hanavave ist unhaltbar geworden – wir müssen weg“.

Spontan antwortete ich: „Wir nehmen euch natürlich gern auf der Flecha mit – wohin ihr wollt!“

13

Polynesisch: Frau.

Sie fasste meine Hand und blickte mir tief in die Augen. „Wenn du das für mich tun willst – dies werde ich dir nie vergessen“. Mich durchrieselte ein Schauer. Da war es wieder, das Hochgefühl. Und es sollte nicht weichen – bis zum bitteren Ende –

Wir gingen langsam zurück. Der Normanne stand vor der Hütte und erwartete uns. Ich war auf die Begrüßung der Eheleute gespannt. Schließlich hatten sie sich mehr als eine Woche nicht gesehen, und Balint war nur knapp dem Tod entronnen.

Doch nichts Besonderes geschah. Sie nickten sich zu, nicht unfreundlich, aber distanziert. Balint erzählte ihr beim Abendessen von seiner Flucht und Rettung. Sie nahm es kommentarlos zur Kenntnis, und er hatte offenbar auch nichts anderes erwartet. Erst als die Rede auf Sven Johansen kam, zogen sie an einem Strang. Während sich Balint in unflätigen Beschimpfungen erging – Schwein war dabei noch die harmloseste – leuchtete in Aranuis Augen abgrundtiefer Haß auf. Sie waren sich jedoch beide einig, dass zur Zeit kaum etwas gegen den ‚Weißen Herrscher über Hanavave‘ unternommen werden konnte. Dankbar nahmen sie deshalb das Angebot an, mit uns zu segeln. Bob und Jens, die bald danach auftauchten, waren mit unseren neuen Passagieren einverstanden.

Der Steuermann unkte zwar: „Weibervolk tut nie gut auf'm Pott, aber in diesem Fall wird der Captain eine Ausnahme machen. Und – es ist ja eine verd ... hübsche Vahine, die wir uns da aufhalsen ...“

In der Tat, bei Licht besehen erwies sich Aranui als voll erblühte Polynesierin, die durch ihre Offenheit und ihrem Charme bestach. Ihr markant geschnittenes Gesicht wies leicht virile Züge auf, was jedoch von ihrem formvollendeten Körper konterkariert wurde. Maui war ein Mädchen, hier handelte es sich um eine Frau. Was mochten ihre Erfahrungen als Tänzerin sein?

Und als Bob zurückkam, schätzte er die Situation sofort richtig ein. Nach der kurzen Begrüßung nahm er mich zur Seite. Die steile Unmutsfalte auf seiner Stirn verhieß nichts Gutes.

„Nicht nochmals, Rolf“, sagte er freundschaftlich, aber ernst. „Wir haben schon genug am Hals. Ich sehe dir an, du hast Feuer gefangen, dazu braucht man kaum Menschenkenntnis. Sei vorsichtig, dass kein Flächenbrand entsteht ...“

*

Im Schein des Mondes saßen Balint, Bob und ich vor der Hütte des Normannen. Aranui wirtschaftete in der Küche und Jens schnarchte bereits in der Falle und träumte süß von den Fjorden seiner Heimat.

„Natürlich will Johansen, dass wir alle von Bord gehen und an der morgigen Veranstaltung teilnehmen. Ich unterstelle ihm, dass er die Gelegenheit dazu benützen will, uns zu überwältigen und die Flecha zu kassieren. Doch wir werden ihm einen Strich durch die Rechnung machen ...“, legte Bob seine Sicht der Dinge dar.

„Die Hanavaves sind Memmen“, mengte sich Balint ein. „Ich habe mit jenen gesprochen, die ich als Verbündete gegen ‚Schwein‘ Johansen eingeschätzt hatte. Nichts mehr von der mutigen Vergangenheit der Krieger von Fatu Hiva – zur Zeit sehe ich wenig Chancen, den Diktator aus dem Sattel zu heben. Traurig aber wahr ...“

„Wenn wir im Moment nichts ausrichten können, so verlassen wir das Tal“, zog ich ein Resümee. „Ich schlage vor, dass wir nach Omoa fahren, uns dort den Kommissär vorknöpfen, und uns dort auf die Suche nach peruanischen Relikten machen. Hier müssen wir stets damit rechnen, dass uns das ‚Schwein‘, wie Larsen zu sagen pflegt, ins Handwerk pfuscht. Er wird trachten das Schiff unter seine Kontrolle zu bringen. Wer weiß, was passiert, wenn er unseren Matrosen seine Perlen bietet. Herman Melville und Jack Londons Südsee-Stories sind voll von solchen Begebenheiten“.

„Wohl gesprochen, Mr. Shark“, stimmte mir der Normanne zu. „Segeln wir morgen Nacht mit der Flut nach Omoa und lassen das Schwein zurück. Wir präsentieren ihm unsere Rechnung später“.

Und da auch Bob damit einverstanden war, so war unsere Strategie klar.

Das Festmahl

Zeitig am nächsten Morgen ruderte Bob und Larsen mit dem Beiboot zur Flecha zurück und informierte Captain O'Brien von unserer Strategie. Dieser spielte seinen Priem im weiten Bogen über die Reling und zeigte sich einverstanden, zumal auch Jens Larsen unseren Plan unterstützte. Letzterer war wieder ‚voll am Damm‘, wie er sich nord-europäisch-seemännisch ausdrückte.

Am Vormittag hatte ich Gelegenheit mit Aranui und Pierre tiefer ins Hanavave-Tal einzudringen. Das Tal erwies sich als gewaltig. Es wirkte wie ein Amphitheater mit roten Kulissen, die in dem grünen Palmenwald vorsprangen. Treibhausartig schlug uns die Dschungelluft entgegen – Kokospalmen, Papaya- und Mangobäume, sowie Sträucher und Bäume mit einer Vielzahl von Früchten, die ich nicht kannte, säumten den Weg.

Wasserfälle fielen von steilen Felshängen. Die Luft war schwül und wir gerieten in Schwärme von Moskitos.

„Sie übertragen die Elefantiasis“, erklärte Aranui bedrückt. „Das Paradies hat seine Grenzen. Das Tal ist feucht und ständig voller Dunst. Die Eingeborenen leiden an verschiedenen Krankheiten, von denen Tuberkulose und Elefantiasis am schrecklichsten sind“.

Höher oben im Tal verjüngte sich der Fluß zu einem rauschenden Bach. Wir ließen einen offensichtlich kaum durchdringlichen Urwald vor uns liegen und verließen die Talsohle. Vorbei an riesigen Bäumen stiegen wir durch eine Wildnis von Büschen, Lianen und Felsbrocken aufwärts.

Plötzlich, im Unterholz versteckt, standen wir vor moosbedeckten Mauern. Eine künstliche Terrasse mit Ruinen von Seitenmauern lag vor uns.

„Du siehst hier eine *pae-pae*, eine steinerne Plattform, wo früher Eingeborenenhütten gestanden hatten“, erklärte Aranui. „Und hier“, fügte sie mit einem Ausflug von Stolz in der Stimme hinzu, „siehst du einen *Tiki*, einer unserer Götter“. Sie schob das Gezweig eines Busches beiseite – und in der Tat wurde dahinter eine etwa eineinhalb Meter hohe steinerne Statue sichtbar. Sie ähnelte einem dicken Dämon, mit großen, glotzenden Augen und einem breiten Mund. Die Beine waren kurz und stämmig, die Hände hatte der Gott über den fetten Bauch gelegt. Aranui zeigte mir noch verschiedene Petroglyphen, konzentrische Kreise und stilisierte Augen. Schließlich führte sie uns zu einer größeren Steinplatte, die zu einer Schildkröte zugehauen war. „Die Schöpfungsgeschichte der Marquesas-Insulaner“, flüsterte Pierre Roullé andächtig, „hier so nahe bei der Ansiedlung“.

„Die Insel ist voll davon, und in den Tabuzonen im Dschungel von *Motonui* gibt es noch Interessanteres – aber es ist gefährlich, sie zu betreten“, warnte uns Aranui.

Gegen Mittag kehrten wir zu Balints Hütte zurück. Nach einem kleinen Imbiß packten wir unsere Sachen. Ich war beeindruckt, wie wenig Aranui in ihrer Tasche mitnahm. Ein paar Utensilien, einige Erinnerungsstücke – das war es.

„Man braucht wenig auf Reisen. Wir sind mit nichts gekommen und können uns nichts in die Ewigkeit mitnehmen“, meinte sie auf meine Frage. Eine polynesische Philosophin. War sie religiös? „Ein anderes Mal. Wir werden von Omoa aus in die Tabuzone eindringen, ins Herz der Insel. Da will ich dir mein Herz offenbaren“. Wie sie das meinte, blieb dahingestellt –

Bob hatte am frühen Nachmittag eine zweite Unterredung mit Johansen. Da es diesmal um die Tabuzone ging, die wir aufzusuchen trachteten, war Pierre Roullé anstelle des Steuermanns dabei.

„Pfui der Deibel“, meinte Larsen, „bin froh, nicht mehr mit von der Partie zu sein. Musste mich schon gestern zurückhalten, Johansen nicht eine auf die Nase zu geben. Er ist eine Schande für ganz Skandinavien. Bin mit einem seiner weißen Kreaturen ins Gespräch gekommen. Er beutet die Kanaken gnadenlos aus. Wer beim

Tauchen nicht bedingungslos spurt, zieht den Kürzeren. Erst letzte Woche wurde wieder einer der Eingeborenen exterminiert, nur weil er sich weigerte, weiter als auf zwanzig Meter Tiefe zu gehen. Die Muscheln auf den seichteren Stellen der Bank sind bereits ausgebeutet – aber diese Tiefe ist mörderisch. Würde mich nicht wundern, wenn es bald einen Aufstand der Kanaken gäbe ...“

Das Festmahl sollte bei Sonnenuntergang stattfinden. Aber schon zwei Stunden zuvor wurden alle zum Versammlungsplatz gerufen. Als Zeichen hierfür diente ein weithin schallendes dumpfes „Uuuuuh ...“, welches ein Zeremonienmeister einer Muschel entlockte.

Am Festplatz hatte ich Gelegenheit, die Insulaner einer genaueren Betrachtung zu unterziehen.

Sie waren durch die Bank groß gewachsen, stämmig, manchmal korpulent, jedoch nie schwammig-fett. Alle waren tätowiert, manche sogar am ganzen Körper von Kopf bis Fuß. Die jüngeren Frauen oder Mädchen konnte man als hübsch, gelegentlich sogar als ausnehmend schön bezeichnen. Die männliche Jugend zeigte einen athletisch-muskulösen Körperbau. Abgesehen von der freundlichen Begrüßungszeremonie mit Balint wirkten sie ernst und hatten einen eher abweisenden Gesichtsausdruck. Pierre Roullé, der mit der Ethnographie Polynesiens wohl bewandert war, wies auf die Aggressivität der Marquesianer hin. Sie waren – neben den neuseeländischen Maori und den Hawaiianern – das kriegerischste Volk im gesamten Pazifik.

Am Festplatz trafen wir auf die Autoritäten des Dorfes Tioti, der Häuptling, saß auf einem geschnitzten Thron und trug einen prächtigen Kopfschmuck, sowie einen mit breiten Vogelfedern und Perlschnüren verzierten Umhang. Rechts von ihm wurden Miguel, Pierre, Bob und ich postiert. Sven Johansen, der zu seiner Linken Platz genommen hatte, war mit seiner Seemannskluft bekleidet. Waffen schien er keine zu tragen. Schlauerweise überließ er seiner Marionette Tioti die Repräsentation. Von Johansens Männern konnte ich nur zwei, drei entdecken, die übrigen hielten sich offenbar im Hintergrund – auch kein übler Schachzug.

„Ja, er ist ein cleverer Gegner, der uns noch einiges aufzulösen geben wird“, meinte Bob, der meinen Rundblick richtig zu deuten wusste. „Die Verhandlungen mit ihm sind auf einem Totpunkt angelangt. Er will uns bei der Erforschung der Tabuzone mit eingeborenen Führern unterstützen, falls wir ihm eine Passage mit dreien seiner Banditen zusagen. Für uns allein sei das Betreten des Tabu-Bereiches zu gefährlich, da die Eingeborenen dies nicht zulassen würden – als ob die überhaupt noch etwas zu sagen hätten. Blanker Zynismus, dem ich am liebsten mit der Faust geantwortet hätte. Wir werden uns – wie gestern besprochen – nach dem Gastmahl auf englisch empfehlen. Balint und seine Frau nehmen wir mit. Sie werden uns von Omoa aus zu den Tempeln führen – der Weg ist zwar länger, aber frei von Schweinen“, schloß Bob sarkastisch.

Inzwischen hatten sich die Tänzer im Halbkreis aufgestellt. Trommeln setzten ein. Etwa ein Dutzend junge Männer, nur mit Lendenschutz bekleidet, bewegten sich im Rhythmus der Trommelklänge. Balint, der neben mir saß, erklärte die Bedeutung. All diese Tanzbewegungen haben Sinn: die Männer rudern übers Meer, sie fangen Fische mit Speeren, sie bekämpfen ihre Gegner mit Keulen und sie werben um Mädchen.

Mit ihren kriegerischen Bewegungen, tätowierten Körpern, verzerrten Gesichtsausdrücken, wirkte die ganze Szenerie ungemein wild und martialisch. Erst nach gut zwanzig Minuten hielten die Tänzer schweißgebadet und erschöpft inne.

Der Tanz der Frauen war hingegen weitaus lieblicher und wurde von melodiosen Flötenklängen untermalt. Während die Männer ihr Becken mit wechselnder rhythmischer Geschwindigkeit vor und zurück bewegt hatten, rollten die Frauen das Becken in all-bekannter Hulla-Manier. Zuerst waren ganz junge Mädchen, fast noch Kinder am Tanzen. Unter den dann folgenden reiferen Frauen bemerkte ich Aranui im Zentrum. Das Wiegen ihrer Hüften war gekonnt, ihre Handbewegungen ungemein Geschmeidig, und ich gestehe, dass ich nur Augen für sie hatte.

Aber auch sie schien mir ihre Aufmerksamkeit zu widmen und fixierte mich mit ihren Blicken. Dies fiel sowohl Bob als auch Johansen auf. Denn nach Ende der Vorführung flüsterte mir Bob warnend zu: „Rolf, denke an meine gestrige

Bemerkung ...“ Und Johansen schlug mir scheinbar jovial auf die Schulter, meinte dabei aber giftig: „Aranui will sich bei den Rettern ihres Mannes bedanken und hat offenbar dazu sie auserwählt, Mr. Shark ...“ Am liebsten hätte ich den Schweden eine Ohrfeige versetzt, so widerlich waren mir seine Berührung und die freche Bemerkung.

„Er ist nur eifersüchtig, dass ihm Aranui keine Beachtung schenkt“, bremste in diesem Augenblick Balint meinen Grimm und hakte sich in mich ein, offenbar um mich vor etwas Unbedachtem zurückzuhalten. Wie sympathisch wirkte Roger im Vergleich zu Sven Johansen. In meinem Inneren beschloß ich aber doch, mich bei Aranui zurückzuhalten. Denn erstens war mir in Balint mittlerweile ein Freund erwachsen und schließlich war Aranui seine Frau. Und schließlich meinte es Freund Bob sicherlich gut mit mir.

Nach den Tänzen ging es ans Essen. Schon am Vorabend waren Schweine geschlachtet worden und wurden – zeitig am Morgen – mit Süßkartoffeln, Taro und diversen Früchten gefüllt, unter Steinen im Erdofen zubereitet. Diese typische Südsee-Mahlzeit hat mich nie besonders angesprochen, und so hielt ich mich zurück. Wenn man sah, welche Mengen an Fleisch und Beilagen die Insulaner verzehren konnten, dann konnte einem Angst und Bange werden. Getrunken wurde dazu Kava, ein typisches berauschendes (nicht alkoholisches) Südsee-Getränk und eine Art Bier, welches aus Orangen hergestellt wurde.

Als dann auch zahllose Aquavit und Whisky-Flaschen zirkulierten, erschienen plötzlich auch Johansens Männer und beteiligten sich ausgiebig am Trinkgelage. Nach weniger als zwei Stunden war die ganze Gesellschaft stockbetrunken.

Auch Johansen hatte dem Aquavit hinreichend zugesprochen. Er bot mir an, mich von Bob loszusagen und sein erster Sekretär zu werden. Zum Schluß lallte er von schwarzen Perlen, die hunderttausende wert seien. Aber als Gegenzug mußte ich ihm Aranui überlassen. Mir tat er fast leid – da saß er nun hier im tropischen Paradies, fern von Skandinavien, mit einem Zacken in der Krone und konnte sich trotz all seinem Reichtum keine Liebe kaufen.

Die Kanaken, die den Schnaps nicht gewohnt waren, torkelten als erste herum. Bei Svens Kreaturen dauerte es länger, aber dafür war die Wirkung ausgeprägter. Sie wälzten sich dann nämlich am Boden herum, lallten unanständige Lieder, die jede Lady tief erröten hätte lassen.

„Es ist so weit“, stellte Miguel leidenschaftslos fest. „Wir brauchen gar nicht bis nach Mitternacht zu warten – gehen wir einfach an Bord“.

Uns so geschah es. Ich half Aranui mit ihrem leichten Packen ins Boot. Dankbar hielt sie meine Hand fest, länger als es nötig war. Balint verzog sein Gesicht schmerzlich. Ich dachte schon, er spiele auf Aranui und mich an, doch er meinte nur: „Jetzt bin ich fast zehn Jahre in Hanavave, habe hier Freud und Leid erlebt – der Abschied fällt mir nicht leicht. Aber – um nicht zu elegisch zu werden – ich halte es mit General MacArthur, der 1942 sagte, als er von den Japsen und den Philippinen vertrieben wurde *‘I shall return’*. Und das werde ich auch, allein schon um dem Schwein das Handwerk zu legen“.

Unbehelligt legte das Beiboot ab. Und ohne Schwierigkeiten lief die Flecha mit halber Motorkraft aus der Bucht aus. Die Ebbe hätte erst um Mitternacht eingesetzt, aber wir waren zwei Stunden früher dran.

Wir nahmen Kurs auf die Omoa-Bay. Bei langsamer Fahrt langten wir dort noch vor Sonnenaufgang an. Wieder setzten wir das Beiboot ein. Diesmal setzten Captain O’Brien, Balint, Bob und meine Wenigkeit über.

Beim Aufgang der Sonne standen wir vor dem Sitz des französischen Kommissärs. Um die Sache kurz zu machen – es war kein ersprießliches Treffen. Als dieser gegen 10 Uhr vormittags endlich geruhte aus seiner Hängematte zu kriechen, zeigte er derartige Restpromille, dass er kaum ansprechbar war. Teilnahmslos nahm er unser Empfehlungsschreiben entgegen, welches vom französischen Konsul in Lima unterzeichnet war.

Monsieur le commissaire war Rotweintrinker und schien unerschöpfliche Vorräte an Beaujolais zu besitzen. Denn als wir die unhaltbaren Zustände im

Hanavave-Tal zur Anzeige bringen wollten, lud er uns stattdessen auf eine Flasche Rotwein ein. Kurzum, unser Ansinnen blieb ergebnislos.

Soweit die schlechte Nachricht. Die gute bestand in Balints Kontakten, die uns einen einheimischen Führer namens Veo bescherten, einen drahtigen Burschen Mitte zwanzig. Nach anfänglichem Zögern, erklärte es sich bereit, uns zur Tabuzone zu führen. Auf unserem Vorstoß ins Inselinnere erwies sich Veo als überaus wegekundig. Bei unserer Rückkehr zur Flecha zeigte er sich auch als geschickter Steuermann, ohne den wir vermutlich der Brandung von *Ouia* zum Opfer gefallen wären. Doch davon später.

Nachdem uns der Normanne nicht nur einen kundigen Führer, sondern auch Pferde und Proviant besorgt hatte, standen wir am Vorabend eines neuen Abenteuers, das uns ins Hochland im Inneren der Insel führen würde.

In der Tabu-Zone

Es war noch dunkel, als wir aufbrachen. Der fast volle Mond stand tief im Westen und schickte sich an, unterzugehen. Die silbrig-golden funkelnde Straße ließ uns in einem verzauberten Märchenland wähen. Da wir am Vorabend alles bereit gemacht hatten, brauchten wir nur noch unsere Pferde zu satteln. Am Dorfausgang erreichten wir einen schmalen Pfad, der ins Hochland hinaufführte. Zunächst schlängelte es sich durch dichte Farnkräuter und Guave-Sträucher mäßig steil bergauf. Veo führte unseren Zug an, gefolgt von Balint und Miguel, der hier seine Qualitäten als Bergführer abermals unter Beweis stellte. Danach kamen Bob und Pierre. Aranui und ich ritten am Ende der Truppe. Miguel führte ein Packpferd am Zaum, welches mit einem Vorrat an Taro, Kokosnüssen und Früchten beladen war.

Die Pferde waren von europäischen und amerikanischen Segelschiffen vor mehr als hundert Jahren auf die Marquesas gebracht worden. Dort hatten sie sich im Hochland rasch vermehrt, und gediehen – mangels natürlicher Feinde und ausgezeichneten Futterbedingungen – dort prächtig.

Die in Herden lebenden Wildpferde waren grobknochig, eher klein und ungemein ausdauernd. Die Insulaner, die nur das Schwein als Haustier kannten, hielten Pferde für eine besondere Schweineart. Sie nannten das Pferd ‚Schwein, das rasch auf Pfaden läuft‘¹⁴.

Wir hatten schon mehrere hundert Meter an Höhe gewonnen, als sich die rote Morgensonne über den Bergkamm erhob, welcher die Insel in zwei Teile teilte. Es wehte eine leichte Brise, und der Blick zurück auf den schier endlosen Ozean war phänomenal. Ein starkes Gefühl der Zufriedenheit – ja, so lässt es sich in der Erinnerung wohl am treffendsten beschreiben – breitete sich in uns aus. Und wenn ich sage ‚in uns‘, so meine ich es so. Pierre hielt andächtig an einer Kehre und schaute verzückt in die Tiefe. Und Bob Barring, der harte Kerl, schien – fürwahr! – feuchte Augen zu bekommen. Und Aranui, die vor mir ritt, wandte sich öfters zu mir um, wohl um meine Reaktion auf all diese Naturschönheiten zu überprüfen. Ihre Anwesenheit vervollständigte das paradiesische Bild ...

Wir ritten durch eine der schönsten und vielfältigsten Landschaften, die ich je zu Gesicht bekommen hatte. Das Farbenspiel war einzigartig: rote Felsen begrenzten den gleichfarbigen Pfad, grellgrüne Vegetation – Gräser, Büsche und exotische Bäume, von denen ich keinen Namen wusste, friedliche Bergkuppen, durchschnitten von tiefen Schluchten und im Hintergrund schroffe Türme und Bergzacken. Die Täler unter uns waren noch in blau-graue Dämmerigkeit gehüllt, aber überall, selbst an steilen Stellen herrschte dichter Dschungel.

Wie uns Roullé erklärte, waren alle Marquesas-Eilande durch Vulkanismus entstanden. Die Steilwände bildeten Kraterränder erloschener Vulkane, die sich durch Erosion gegen das Meer hin geöffnet hatten.

Aber - wie das im Leben so ist – nach einiger Zeit wurden wir aus unseren schwärmerischen Beobachtungen gerissen. Der Pfad ging nämlich unvermittelt in ein schmales Felsband über. Auf der einen Seite stieg eine glatte Felswand steil empor, während auf der anderen Seite ein tiefer Abgrund gähnte. Stellenweise war der Weg weniger als einen Meter breit und manchmal auch gefährlich nach außen geneigt.

¹⁴

Vgl. Th. Heyerdahl „Fatu Hiva“, 1974.

Als Bergsteiger hatte ich manche ausgesetzte Pfade beschritten, doch dieser zählte wohl mit zu den gefährlichsten. Das Problem war, das wir gänzlich auf das Gleichgewichtsgefühl unserer Pferde angewiesen waren. Als Miguel, der vor mir ritt, einmal versuchte, sein Reittier von der Außenkante nahe zur Felswand zu lenken, fing es an zu steigen und am Abgrund zu tanzen. Auf Anraten von Veo begannen wir, unseren Pferden blind zu vertrauen, und in der Tat, sie taten keinen falschen Schritt.

Unser Führer erklärte, dass die Gebirgspfade schon vor langer Zeit von seinen Vorfahren in den Fels gehauen worden waren, als die Insel noch viel dichter bevölkert war. Inzwischen waren die meisten wieder zugewachsen. Die offen gebliebenen wurden meist von den verwilderten Abkömmlingen der Haustiere ausgetreten. Im Inneren der Insel gab es wilde Pferde, Rinder, Ziegen, Schafe, Schweine und Hunde. Insulaner kamen nur selten in diese Höhen, auch weil ihnen die Temperaturen in der Nacht zu tief waren. Ein anderer Grund waren die Tabuzonen, die sich vielfach im Inselinneren erstreckten.

Noch dramatischer wurde unser Trip, als das Felsband in einen steil nach oben führenden, schmalen Grat überging. Links und rechts ging es ins Bodenlose. Tief unter uns hörte man fernes Rauschen.

Schließlich war auch diese Gefahr bewältigt, und wir waren am Dach Fatu Hivas angelangt. Obwohl die Sonne nun im Zenit stand war die Luft frisch und kühl. Der Dschungel war längst unter uns geblieben. Gras und niedrige Farnkräuter bedeckten den roten Tuffboden. Überall stürzten Berghänge in die Tiefe. Rote Bergkegel ragten auf, wie die Türme einer Burg. Der Pfad vor uns glich einem roten Teppich, der uns stracks ins Paradies führte. Ein überschwängliches Gefühl grenzenloser Freiheit machte sich in uns breit. Wir hatten die Niederungen unseres Seins zurückgelassen, in denen wir vergessen hatten, wie groß und schön das Leben war.

Das Universum war im Gleichgewicht mit uns und wir mit ihm. Ein seltener Moment des Glücks.

Nach einer kurzen Rast ging es mit einem längeren Abstieg, der uns wieder mehrere hundert Meter hinabführte, weiter. Wir erreichten eine wellige Hochebene von trockenem, savannenartigem Charakter.

„Das ist *Teamotua*, das trockene Land“, erklärte Veo. „Es ist eines der abgelegensten Gebiete der Insel“. Selbst Balint, der nahezu ganz Fatu Hiva kannte, war noch nicht hier gewesen.

Die Sonne heizte die von Bergkämmen eingefasste Hochebene auf. Wir waren froh, als wir nach kurzem Anstieg eine Art Paß erreichten, wo es wieder kühlere Luft gab.

Bemerkenswert erschien uns der jähe Übergang der Vegetationszonen. Während der Inselboden auf der Hochfläche eine ganze zeitlang sehr trocken war, und nur gelb-braune Gräser und kümmerliche Farne gediehen, begann nur hundert Meter weiter saftiges Grün. Dies hing von der Topographie der Bergregion ab: An Bergkämmen stauten sich die vom Osten durch den Passatwind herangeführten Regenwolken, um ihre Feuchtigkeit abzugeben. An der Leeseite hingegen konnte es staubtrocken sein.

„Hier beginnt die Tabuzone“, meldete sich Aranui zu Wort. Sie hatte ganzen Tag geschwiegen, aber ich hatte ihr oben am Inseldach angesehen, wie sehr sie von der Landschaft beeindruckt war. „Ich erinnere mich, als kleines Mädchen hier gewesen zu sein“, verkündete sie. Balint und Veo zeigten sich darüber überrascht, aber sie gab keine weitere Erklärung ab.

Die Stelle an der wir angelangt waren, war auch so beschaffen, dass man sie nicht leicht vergaß. Ein riesiger, allein stehender Baum war von hunderten blutroten Blüten übersät. An seinem Fuß sprudelte eine kleine, muntere Quelle unter den dicken Wurzeln hervor. Dahinter lag ein Meer von Farnkräutern, die sich im Wind wellenartig bewegten. Weiter im Hintergrund schien wieder der Dschungel zu beginnen. Ein tief eingeschnittenes Tal öffnete sich gegen Norden.

„Warten wir unter dem Schirm des Baumes den Regen ab, den es gleich geben wird“, meinte Veo und stieg vom Pferd ab. Wir erfrischten uns an der Quelle. Dunkle Wolkenfetzen waren in Windeseile vom Tauaouoho-Kamm eingefallen. Ein Platzregen, wie es ihn nur in den Tropen geben kann, begann. Veo, der sein ausgerissenes Pferd einfing, wurde binnen Sekunden tropfnaß. Die dichte Baumkrone des rot-blühenden Baumes bot uns aber hinreichenden Schutz. Ebenso schnell wie er gekommen war, hörte der tropische Regen auf.

„Wir wollen weiter, in zwei Stunden ist es finster – da muss unser Feuer brennen, um die Geister zu vertreiben“, trieb uns Veo zur Eile an.

Nach wenigen Minuten waren wir am Rand des Regenwaldes angelangt. Zielsicher ritt unser Führer auf das scheinbar undurchdringliche Unterholz zu. Wir stiegen ab und bahnten uns mit mitgebrachten Macheten¹⁵ den Weg. Veo, Miguel und Balint wechselten sich an der Spitze ab. Die Pferde führten wir an den Zügeln mit uns. Die Arbeit war schweißtreibend, zumal die Luft nach dem Regenguß von Feuchtigkeit gesättigt war.

Da – links vor uns tauchte im Halbdunkel des Dschungels eine Statue auf. Sie bestand aus porösem Tuffstein, war teilweise mit Moos bewachsen und etwa eineinhalb Meter hoch. Unschwer war zu erkennen, dass sie eine ältere männliche Figur darstellte, die beide Hände über den Bauch gelegt hatte. Ihr Gesicht war von typisch ringförmigen Augen beherrscht, während Nase und Mund hingegen weniger deutlich ausgeprägt schienen. Obwohl die Statue stark verwittert war und die Einzelheiten nur grob wiedergab, beeindruckte sie uns sehr. Den glotzenden Ausdruck der Augen haben wir dann auf vielen Figuren festgestellt. Er ist mir bis heute als Art Markenzeichen der Marquesas in Erinnerung geblieben.

„Die Statue stellt einen Gott dar“, erklärte Pierre begeistert. „Bedeutende Krieger, Priester oder Könige genossen nach ihrem Tod gottähnliche Verehrung, was sich in solchen Statuen manifestiert“.

¹⁵

Buschmesser

„Wir sind am rechten Weg“, fügte der Normanne hinzu. „Und hier rechts ist gleich ein zweiter ‚Gott‘“, zeigte er auf die andere Seite, auf der eine ganz ähnliche Figur halb versteckt im Unterholz erschien.

Undeutlich waren jetzt auch Pfadspuren zu erkennen, und Veo konnte sein Buschmesser wegstecken. Nach kurzer Zeit öffnete sich eine Lichtung. Moosbewachsene Stämme von Kokospalmen ragten empor, und ein großer Mangobaum stellte den müden Wanderern eine saftige Labung in Aussicht. Aber die Müdigkeit war wie weggeblasen, als wir von Schlingpflanzen und Unterholz überwachsenes Mauerwerk vor uns entdeckten. Eine große steinerne Plattform von mindestens dreißig, vierzig Meter Seitenlänge erhob sich vor uns.

Ein *pae-pae*, das als steinernes Fundament für Holzhütten diente, die natürlich schon längst vermodert sind.

Als Veo gemeinsam mit Balint eine Stelle der Plattform vom Pflanzenbewuchs säuberte, erschienen weitere steinerne Idole, darunter auch Doppelstatuen, die aus einer Rücken an Rücken mit einer Frau stehenden Mann bestand. Ferner kamen große Steinplatten zum Vorschein, in denen die Umrisse menschlicher und tierischer Figuren eingraviert waren.

Roullé war ganz in seinem Element. Aufgeregt sprang er zwischen den Petroglyphen umher. „Die konzentrischen Ring bedeuten Sonnensymbole oder Augen“, vermutete er. „Hier ein Fisch, deutlich an den Flossen und am Schwanz zu erkennen. Und da ein Schiff mit gewölbtem Rumpf, hohem Bug und Heck. Die heutigen Boote der Marquesianer sind flache Einbäume ohne Wölbung. Was bedeutet das?“

Die tiefstehende Sonne warf ihre Strahlen auf die Vielfalt eingemeißelter Figuren. Bei dieser Beleuchtung entdeckte Bob eine liegende Statue, die einem schwimmenden Tier glich. Der Kopf schien jedoch menschlich mit einem diabolischen Gesichtsausdruck. Die verkrümmten Hände waren nach vorne gestreckt.

Weitere Statuen kamen zum Vorschein, als wir die Plattform vom wuchernden Pflanzenwerk säuberten. Besonders mehrere vierfüßige Tiere, die umgesunken am Boden lagen, erregten Roullés besonderes Interesse. „Das ist kein Schwein“, rief er erstaunt, „seht den langen, dünnen Schwanz. Der frühe Künstler muss den Hund gekannt haben. Möglicherweise handelt es sich um den peruanischen Nackthund, den wir in Südamerika gesehen haben“.

Die jäh hereinfliegende Tropennacht beendete unsere Untersuchungen. Morgen war auch noch ein Tag.

Miguel hatte einen Lagerplatz am Rande der Plattform vor dem Gemäuer gereinigt und Holz gesammelt. Bald flackerte ein lustiges Feuer und wir wärmten das mitgebrachte *poi-poi*¹⁶. Dazu gab es von Aranui zubereiteten Orangenblütentee.

Nach unserer Mahlzeit setzten wir uns zusammen. Angesichts der Nachtkühle in dieser Höhe waren wir froh, uns am Feuer zu wärmen. Der Mond war über dem Hauptkamm aufgetaucht und übergießte das pae-pae mit seinem silbrig-zauberhaften Licht. Die Palmwedel und große Baumblätter warfen bizarre Schatten auf die steinernen Monumente. Die Gesichter der Statuen schienen zum Leben erweckt und es schien mir, als trachteten sie uns etwas mitteilen zu wollen ...

Dem Zauber der Stunde konnte sich keiner von uns entziehen. Das andächtige Schweigen wurde von Pierre unterbrochen. Sein Herz war aufgrund der steinernen Zeugen rund um uns offenbar übertoll. „Diese halbmondförmigen Boote – woher waren sie den Vorfahren der heutigen Polynesier bekannt? Alle Fahrzeuge der Polynesier waren gradlinig, entweder Flöße oder Auslegerboote. Und die Statuen, nirgendwo in ganz Polynesien – mit Ausnahme der *Isla de Pasqua*¹⁷ - existieren derartige Steinmonumente. Aber in Peru und im nördlichen Bolivien gibt es viele davon. Die kreisförmigen Augenornamente, die wir eben aus den Platten eingeritzt gefunden haben – sie haben ihr Pendant in der Kultur der Prä-Inka. Für mich ist klar, dass es zwischen Südamerika und Polynesien bereits vor den Konquistadoren

¹⁶

Fermentierte Brotfrucht.

¹⁷

Osterinsel

Kontakte gab. Der große norwegische Forscher Thor Heyerdahl hat ja darauf wiederholt hingewiesen“¹⁸.

„Die *Kumara*¹⁹ und die Ananas bilden einen weiteren Beleg für diese Theorie“, fügte Bob hinzu. „Die Wissenschaft hat erwiesen, dass sie eindeutig von Amerika westwärts nach Polynesien gebracht worden sind“.

„Ja, aber vom Osten ist nicht nur Gutes gekommen. Die Spanier und andere Europäer, später auch die nordamerikanischen Walfänger, haben uns die Krankheiten gebracht“, meinte sich nun Veo in die Diskussion ein. Aranui nickte zustimmend: „Geschlechtskrankheiten, Grippe, Pocken und andere Plagen haben unser Volk dahingerafft. Die Ostküste Fatu Hivas ist kaum mehr besiedelt, nur mehr wenige Nachkommen von Kannibalen wohnen dort ...“

„Der Kontakt der Eingeborenen mit den Weißen war für letztere oft tödlich“, stimmte Roullé zu. „Seit Mendaña und Quiros kamen sie mit Zuckerbrot und Peitsche. Die Mönche, später die Missionare, sprachen vom Seelenheil und vom Jenseits, wenn sich die Insulaner zum Christentum bekehrten. Die Konquistadoren töteten sie, wenn sie bei der Arbeit nicht spurten. Es ist nur wenig bekannt, dass die peruanische Regierung die Ost-Polynesier zu Frondiensten bei der Guanogewinnung und in den Silberbergwerken gezwungen hat. Die Bevölkerung der Osterinsel wurde dadurch nahezu ausgerottet“.

Alle schwiegen betroffen. Schließlich fügte Balint noch hinzu: „Aus diesem Grund werden wir Weiße von den Einheimischen auch als ‚Doppelmänner‘ bezeichnet – eben wegen des gespaltenen Auftretens. Unehrllichkeit ist das Mindeste, das uns unterstellt wird, meines Erachtens zu Recht - Sven Johansen bildet ein schlagendes Beispiel“.

¹⁸

Die Schilderung der Statuen und Petroglyphen stammt von Thor Heyerdahl (siehe Fatu Hiva, 1974).

¹⁹

Süßkartoffel

„Und wie ist das mit den Göttern, welche die Statuen darstellen?“ wandte ich mich an Veo und versuchte die Diskussion in etwas andere Bahnen zu lenken. „Jede dieser Götzen stellt ja gewissermaßen einen Gott dar. Andererseits behaupten die Missionare, die Marquesianer zum Christentum bekehrt zu haben ...“

Veo schien mit meiner Frage überfordert. Auch Aranui schwieg.

Da trat etwas völlig Überraschendes ein.

Eine dumpfe Stimme erklang aus dem Hintergrund: „Tiki ist der Gott des Menschen. Er wohnt im Himmel und schuf die Erde und die Gewässer ...“

Eine Gestalt trat aus der Dunkelheit und verkündete weiter:

„Dann schuf Tiki die Fische, Vögel und Früchte. Daraufhin *puae*, das Schwein. Dann machte er *Atea*, einen Mann, und *Atanoa*, eine Frau“.

Der Alte vom Berg

Die Gestalt entpuppte sich als mittelgroßer Mann unterbestimmbaren Alters, jedenfalls aber nicht mehr jung. Trotz der Kühle der Nacht war er fast nackt, trug nur ein Lendentuch, das mit einem Stück aus Rinde um die Hüfte gebunden war. Der Alte war schlank und sehnig, und als er freundlich lachte, zeigte er ein vollständig erhaltenes Gebiß. Sein Schädel war völlig kahl.

Er trat freundlich in unseren Kreis und sagte in dem für Polynesien so typischen Gemisch aus Englisch, Französisch und Polynesisch:

„Ich bin *Te Terai*, der Alte vom Berg“. Damit ging er auf Veo zu und reichte ihm die Hand. Unser Führer erwiderte ehrerbietig seinen Gruß. Als nächstes schüttelte er dem Normannen die Hand. „Wie geht es meinem Freund *Balint-o-ro*, ich habe dich lange nicht mehr gesehen“, sprach er ihn an. Uns übrige Weiße beachtete er mit einem nicht unfreundlichen Kopfnicken.

Als er schließlich Aranui gewahr wurde, die sich bescheiden im Hintergrund gehalten hatte, stutzte er. Er warf einen Blick auf Balint, und als der nickte, meinte der Alte: „Endlich lerne ich deine Frau kennen, Balint-o-ro. Er trat ganz nahe an Aranui und betrachtete sie ernst und lange. Dann nahm er ihren Kopf fast liebevoll in seine Hände und sah ihr tief in die Augen.

„Ja, sie hat das Zeichen“, sagte er überrascht und befriedigt zugleich fast flüsternd. „Du bist Aranui von *Hanativa* im Tal der Ouia. Ich habe dich zum letzten Mal vor etwa zwanzig Sonnen gesehen, als ich dich als kleines Mädchen von den Ouias wegbrachte ...“

„Ich erinnere mich an dich, weiser Mann vom Berg, und danke dir dafür. Mein Leben gehört dir, da du damals meines gerettet hast. Der Ruhm des Einsiedlers Te Terai ist auf der ganzen Insel und darüber hinaus verreitet“. Dabei kniete sich Aranui nieder, schlug ihre Arme um seine Hüften und barg ihr Gesicht in seinem Schoß.

Der Alte fasste ihre Hände und zog sie behutsam empor. Die Szene war in ihrer Unmittelbarkeit ungemein bewegend.

„Doch ich bin aus einem ganz anderen Grund zu euch herabgestiegen. Ich will euch warnen vor den Hanavaves, die sich in die Tabuzone aufgemacht haben. Ich habe sie beobachtet, als sie von ihrem Tal aufgebrochen sind. Die Schlange ihrer Krieger ist zwei Hände²⁰ lang“.

„Ha – das habe ich erwartet“, rief Balint, „das Schwein Johansen will uns die Tour vermasseln, aber er soll sich täuschen – sein Stecken wird den Fluß verkehrt hinunter schwimmen²¹“.

²⁰

Eingeborenen-Ausdruck für zehn.

²¹

Umschreibung für das Schiefgehen einer Sache.

„Du nennst Johansen Schwein, aber dieses Tier ist etwas Gutes – der Weiße aber ist ein Teufel“, verbesserte Te Terai den Normannen. „Er hat aus den Hanavaves Memmen gemacht. Bei Tiki, dem Schöpfer der Erde und des Meeres, früher als sie noch tapfere Krieger waren, da hätten sie gegen solches Gelichter gekämpft und wären – wenn auch unter Opfern – siegreich geblieben. Doch jetzt, wo die Missionare sogar das Essen der Feinde verbieten, ist das alles anders ...“

„Und wie bist du dazu gekommen, uns zu warnen?“ fragte Bob. Du kannst nicht Johansen und uns gleichzeitig beobachtet haben. Siehst du von deinem Berg auf beide Seiten?“

„Wohl gesprochen“, würdigte der Alte Bobs Logik. „Die Hanavaves habe ich mit meinem Ausguck gesehen – euch jedoch mit meinem ‚inneren Auge‘ – falls du verstehen kannst was ich damit meine ...“

Als Aranui unsere Verblüfftheit bemerkte, erklärte Aranui den Sachverhalt folgenderweise: „Te Terai hat nachgedacht, was die Hanavaves wohl am Berg vorhätten. Eine größere Gruppe von ihnen war lange Zeit nicht mehr in der Tabuzone gewesen. Sie mussten etwas Besonderes vorhaben. Te Terai hatte zuvor wohl auch die Ankunft und Weiterfahrt eures Schoners beobachtet, was auch eher selten vorkommt. Seine lange Erfahrung wird ihm gesagt haben, dass derartig seltene Ereignisse meist in Verbindung stehen. Und er wird zum Schluß gekommen sein, dass die Neuankömmlinge an unseren Monumenten in der Tabuzone interessiert seien“.

Der Alte nickte zustimmend. Später aber, bevor wir uns zum Schlafen niederlegten, nahm mich Aranui zur Seite und flüsterte mir zu: „Die einfachsten Erklärungen sind nicht immer die einzig richtigen. Der Einsiedler war vor langer Zeit bei den Ouias Mediziner. Manchmal können diese mit ihrem zweiten Gesicht Dinge sehen, die mit den normalen Sinnen nicht erfassbar sind. Ich hatte seit unserer Rast unter dem großen, roten Baum mit der Quelle gespürt, dass jemand Kontakt mit uns aufnehmen wollte. Es hat nicht funktioniert, aber das eigenartige Gefühl war da ...“ Ich drückte Aranui stumm die Hand. Wir waren uns einig, dass es mehr Dinge auf unserer Welt ab, als wir die mit unserem Verstand erfassen konnten.

Noch vor Sonnenaufgang beratschlagten wir, wie wir der Gefahr begegnen könnten. Denn dass uns Johansen mit seinen Männern ans Leder wollte, war klar. Nach Einschätzung Te Terais würden unsere Gegner gegen Mittag die Tabuzone erreichen. Wir hatten also genügend Zeit, uns vorzubereiten. Pierre Roullé nützte den Vormittag, um Zeichnungen von den vielfältigen Steinzeugen der marquesianischen Vergangenheit anzufertigen.

Bob hatte einen feinen Plan gefasst, bei welchem es ohne Blutvergießen abgehen konnte. Unter allgemeiner Zustimmung schlug er vor, Johansens Leute in eine Falle zu locken und sie durch einen Überraschungseffekt zu überrumpeln.

Am späten Vormittag versteckte sich Veo am Waldrand, um uns die Ankunft der Hanavaves zu melden.

Bob, Balint und Aranui postierten sich beim Eingang der Plattform. Wie auf einem Präsentierteller hatten sie ein großes Feuer angefacht, um das herum sie Platz genommen hatten. Sie sollten als Lockvögel dienen. Hinter dem überwucherten Mauerwerk hielten sich Miguel, Pierre und ich im Unterholz verschanzt, unsere Waffen im Anschlag. Schlangen und Skorpionen brauchten wir nicht zu fürchten, da die polynesischen Inseln frei davon waren. Te Terai sollte eine besondere Aufgabe zufallen.

Gegen zwölf Uhr mittags erklang dann Veos Zeichen, ein nachgeahmter Vogelruf. Johansens Leute waren angekommen und ließen jede Vorsicht vermissen.

„Dies ist ein Überfall“, schrie einer der weißen Konsorten. „Hands up!“ Die Szene erinnerte verdammt an einen Banküberfall – und aus diesem Erfahrungsschatz schienen die Banditen wohl auch zu schöpfen.

Bob und die beiden anderen Gefährten am Feuer zeigten sich pflichtgemäß konsterniert. „Sie hier Mr. Johansen, sie kommen wohl, um uns bei unserer archäologischen Expedition zu unterstützen ...“

Johansen mochte brutal und korrupt sein – dumm war er nicht. Er fasste Bobs Äußerung so auf, wie sie gemeint war, nämlich als blanken Zynismus.

„Das Blatt hat sich gewendet – vom Patt zum Matt, Mr. Barring. Ihre Zeitung kann einen Nachruf auf den berühmten Reporter verfassen“, sagte er gefährlich ruhig mit dem Gewehr im Anschlag. Seine Gefährten hatten einen Kreis um Bob, Aranui und Balint geschlossen. Ich zählte neun von ihnen. Vier ziemlich erschöpft wirkende weiße Banditen und fünf recht kriegerisch aussehende Insulaner, alle mit Feuerwaffen ausgerüstet.

„Und da sind ja die anderen beiden Flüchtlinge auch“, wandte sich das Schwein an Aranui und Balint. „Schön, euch wieder zu sehen. Du wirst Perlentauchen, dass dir die Trommelfelle platzen“, fuhr er den Normannen an. „Und du kommst in meine Hütte, gleich morgen wird Hochzeit gefeiert – so schaut es aus ...“ Jetzt zeigt der ‚Weiße Herrscher‘ über Hanavave sein wahres Gesicht.

Johanes Kreaturen grinnten höhnisch. Einer lachte lauthals und fügte hinzu: „Und die Flecha werden wir auch kassieren und all euren Aquavit verputzen, da könnt ihr Gift darauf nehmen“.

Langsam wurde es Zeit, Johansen das Maul zu stopfen. Die Situation war jedoch brenzlig. Wir wollten die Angreifer nicht einfach niederknallen. Um das weiße Gelichter wäre es nicht schade gewesen, hatte Balint beim Kriegsrat zuvor gemeint, aber das Schicksal der irregeleiteten Hanavaves lag uns am Herzen.

Da erschien – und das gehörte zu Bobs listigen Plan – wie herbeigezaubert aus dem Nichts Te Terai mit hoch erhobenen Armen auf den Mauerwerk. Er hatte aus Baumzweigen einen Kopfschutz improvisiert und unternahm – nichts. Die Wirkung hätte aber nicht größer sein können, als wenn er laut schreiend seine Glieder verrenkt hätte.

Ein leiser, monotoner Singsang schien aus dem Nichts zu kommen. Der Einsiedler sang eine seltsam eindringliche Melodie. Die Insulaner warfen sofort ihre Waffen weg und sanken zu Boden. Ein Tiki war auf dem paepae erschienen – jetzt wurde die Tabusuche bestraft, so dachten sie offenbar.

Aber auch Johansens drei Männer waren perplex. Jetzt war unsere Stunde gekommen. Miguel sprang aus der Deckung und schlug den ersten mit dem Gewehrkolben nieder. Einen zweiten beförderte Bob mit einem seiner gefürchteten Uppercuts ins Reich der Träume. Der dritte ließ sich von mir widerstandslos überwältigen.

Nur Johansen war abgefeimt genug um auf den so vortrefflich inszenierten Mummenschanz nicht hereingefallen. Er sah, dass seine Sache verloren war und suchte sein Heil in der Flucht. Aber er hatte seine Rechnung ohne Balint gemacht. Der Normanne eilte ihm mit Riesensätzen nach und erwischte ihn noch am Rand des Dschungels. „Jetzt bist du dran, Menschenschinder“, schrie er. „Aranui willst du heiraten? – da hast du – da ...“ Und dabei schlug er mit seinen riesigen Fäusten auf ihn ein. Es bedurfte der vereinten Anstrengungen von Miguel, Bob und mir, um ihn vor Vollstreckung seiner Rache abzuhalten. In den wenigen Minuten hatte Balint Sven fast tot geprügelt.

„Die Abreibung hat ihm schon lange gebührt und er wird sie hoffentlich nicht so schnell vergessen“, meinte Bob, was ihm einen giftigen Blick aus einem Auge Johansens einbrachte. Das andere war eben im Begriff zuzuschwellen.

Die Hanavaves leisteten keinen Widerstand. Te Terai hatte leise und eindringlich mit ihm gesprochen. Sie verneigten sich derart, und ohne uns weiter zu beachten, machten sie kehrt und verschwanden ebenso schnell wie sie gekommen waren.

„Ich habe ihnen nahegelegt, das weiße Ungeziefer zu zertreten. Deshalb dürfen sie auch ihre Waffen behalten. Sie werden ins Tal zurückkehren und der Herrschaft ihrer Unterdrücker ein Ende bereiten“, erklärte der Alte. Aber mit letzterem sollte er sich täuschen. Chief Johansen sollte unser ganzes Unternehmen nochmals auf die Kippe stellen.

Nachdem er sich mit Te Terai kurz beraten hatte, meinte Bob: „Mir widerstrebt es, die Banditen zu richten, obwohl sie den Tod verdient haben. Und mit Gefangenen können wir uns bei unserem Unternehmen nicht belasten. Wir werden mit dem Einsiedler unseren Weg fortsetzen und die vier Weißen freilassen ...“

„Ein Gemütsmensch“, unterbrach ihn Sven Johansen haßerfüllt. „Du kommst schneller in meine Gasse als du denkst, Barring, und dann ergehts dir schlecht. Ich bin nämlich kein solcher Gutmensch und werde dich am Feuer rösten ...“ Diese Äußerung zeigte, wie sehr der ‚Weiße Herrscher‘ seine Fassung verloren hatte. Er sah schrecklich aus. Sein Gesicht war blaurot angeschwollen, Hemd und Hose zerfetzt und die nackten Stellen seines Körpers mit Blutergüssen übersät. Balint hatte ganze Arbeit geleistet.

Johansens Reaktion war zwar verständlich, aber nicht rational. Wer garantierte ihm, dass Bob Barring nun nicht doch seine Meinung änderte und Gericht über ihn und seine Leute hielt? Doch Bob antwortete emotionslos mit einer abfälligen Handbewegung: „Geht schnell, bevor wir es uns anders überlegen. Und eure Waffen bleiben hier! Verlaßt Fatu Hiva. Falls ihr noch im Tal seid, wenn wir wieder unten sind, so ist es aus mit euch, so wahr ich Bob Barring heiße“.

Sven Johansen warf ihm einen wütenden Blick zu. Die vier zogen ab. Sie konnten froh sein, so billig davon gekommen zu sein. Es war das vorletzte Mal, dass ich den abgetakelten Weißen Herrscher zu Gesicht bekam.

Wir konnten die Waffen nicht mit uns schleppen und beschlossen, sie abseits vom paepae im Unterholz zu verbergen. Zur Sicherheit entfernten wir die Patronen.

Wir packten unsere Sachen und folgten Te Terai. Er hatte versprochen, uns auf den Gipfel der Insel zu führen. Das Tal wurde zunehmend schmaler. Auf beiden Seiten ragten steile Wände zum Himmel. Alte, von Pflanzen überwucherte Steinmauern säumten unseren Weg. Großäugige Statuen glotzten uns aus dem Gebüsch an. Te Terai bahnte uns den Weg durch Lianen und dicht wachsendes Unterholz. Ich war erstaunt, mit welcher leichtfüßigen Eleganz der Alte vom Berg seinen Weg fand. Am Talende turnte er Luftwurzeln hinauf. Wie eine junge Bergziege kletterte er auf schmalen Felsabsätzen empor. Sicher, er kannte den Weg, aber er hätte leicht Veos Großvater sein können. Ebenso wie wir, keuchte Veo hinterher.

Kaskaden von Wasser sprühten neben uns zu Tal. Mehrmals querten wir Wasserfälle, einmal sogar hinter dem Wasserschleier. Allein hätten wir hier nie den Weg nach oben gefunden.

Am Ende der Kletterei eröffnete sich uns eine grandiose Aussicht. Bergzacken reiten sich aneinander, tief eingeschnittene Täler mit blau-grüner Dschungelvegetation. Tief unten schäumte das Meer. Erstmals sahen wir auch auf die Ostseite Fatu Hivas. Die Brandung erschien selbst von dieser Höhe aus gigantisch.

Wir waren fix und fertig. Te Terai aber strahlte über das ganze Gesicht. Er lachte glücklich, wobei ein vollständig erhaltenes Gebiß – zumindest was die Vorderzähne anlangte – zum Vorschein kam. Der Alte platzte fast vor aufgeregter Energie. „Essen Schwein, heute abend ... Momo wird kochen, wenn Schwein aufgegessen, essen Hahn ...“, kündigte er an. Wo sollte es hier in Gipfelnähe derart leckere Dinge geben? Aber wir sollten uns noch wundern, was uns bevorstand ...

Die Sicht wechselte in dieser Höhe rasch. Nach wenigen Minuten war alles zu und wir sahen keine fünf Schritte. Schwarze Nebelfetzen wurden vom kühl wehenden Passatwind herangetrieben.

„Die Wolken kommen von *Te-Fiti*, vom Osten“, deutete der Alte in Richtung Sonnenaufgang, wo mehr als sechstausend Kilometer entfernt der südamerikanische Kontinent lag. „Von hier kamen unsere Vorfahren, vor langer Zeit, und brachten die Tikis auf ihren Schiffen mit sich ...“, fügte er hinzu.

„Morgen wollen wir das Dach der Insel erreichen. Für heute bitte ich euch meine Gäste zu sein“, lud uns Te Terai ein. Aber wo war sein zu Hause hier in der Bergwildnis?

Er schien meine unausgesprochene Frage zu verstehen, denn er klopfte mir beruhigend auf die Schulter. „Im Zeitraum, den ihr den vierten Teil einer Stunde nennt, sind wir am Ziel. Und Aranui wird sich vielleicht an die Feuerstelle dort erinnern, an der sie vor Jahren weilte ...“

Nachdem wir kurze Zeit wieder steil zwischen einem Gewirr von Felsblöcken bergab gegangen waren, standen wir abermals am Eingang eines kleinen Tales. Das Unterholz machte einem Palmenhain Platz. Unter einem riesigen Mangobaum erhob sich eine Hütte, aus der Rauch aufstieg. Der Geruch des Holzfeuers vermischte sich mit leckerem Duft von gebratenem Schweinefleisch.

Beim Abstieg hatten sich die Nebel gelichtet. Jetzt brach auch die Sonne durch, die sich anschickte, groß und rot im Ozean zu versinken. Vor der Hütte stand ein schönes Mädchen, fast noch ein Kind. Sie betrachtete uns interessiert mit großen, wissenden Augen.

„Das ist Omo, meine Adoptivtochter“, sagte Te Terai und strahlte selbst wie ein Kind.

Das Essen, von Omo zubereitet und vom Alten vom Berg serviert, war schlicht großartig. Ich habe nirgendwo in der Südsee so gut gegessen als auf Fatu Hiva im Haus des Einsiedlers auf mehr als eintausend Meter über dem Meeresniveau. Das unter der Erde gegarte Schwein war so saftig und schmackhaft wie nie zuvor und danach. Süßkartoffeln, diverse Gemüsebeilagen und Orangenbier vervollständigten den Speisezettel. Wir hockten um ein funkensprühendes Holzfeuer, jeder ein großes Stück Fleisch in der Hand, und verzehrten es gierig nur mit den Fingern.

„Ich weiß, dass die Doppelmänner keine fermentierte Brotfrucht lieben. Deshalb habe ich von *poi-poi* abgeraten“, erklärte Te Terai einfühlend. Bis in die späte Nacht saßen wir auf dem Lehmfußboden vor der Hütte. Diese erwies sich als überaus geräumig, zumal man auf einer Leiter in ein oberes Stockwerk gelangte.

„Bleibt länger bei mir“, bat uns Te Terai. „Ich habe viele Schweine, Hühner und Früchte. Der Wind ist gut hier oben, kein Dunst und keine Krankheiten wie in Omoa, Hanavave und Quiro ...“

Omo und Aranui schürten das Feuer. Der Einsiedler sprach mit Begeisterung von Menschen und Ereignissen in früheren Zeiten. Er erzählte von kannibalischen Gebräuchen, die er noch selbst erlebt hatte. Mein Blick kreuzte sich mit denen von Bob und Pierre. Stillschweigend kamen wir überein, den Zauber der Stunde nicht zu

stören, und den Alten erst am nächsten Morgen über eventuelle Relikten peruanischer Besucher zu befragen.

Der Mond blinzelte durch die Palmenwipfel. Außer dem Wind konnte man das ferne Meckern von Wildziegen hören. Im Stall des Alten grunzten Schweine. Riesige Baumsilhouetten hoben sich gegen eine zerklüftete Bergwand ab.

Te Terai begann mit heiserer Stimme, das seltsame Lied zu singen, mit dem er mittags unsere Angreifer erschreckt hatte. Die Weise klang wie eine liturgische Rezitation.

Die Melodie ließ uns erschauern. Aranui, neben mir, fasste meine Hand und drückte sie heftig. „Terai singt von der Schöpfung der Welt, und der endlosen Linie der von Atea und Atanoa abstammenden Könige bis hinunter zu Uta, Te Terais Vater. Terai glaubt an *einen* Schöpfergott. Alle anderen Tikis sind nur überlegene Menschen“.

Dann griff der Alte zu einer Bambusflöte und setzte die melodische Weise fort. Ich teilte Aranuis Ergriffenheit. Für mich war der Alte vom Berg einer der letzten ursprünglichen Südseeinsulaner. ...

Am Dach der Insel

Am nächsten Morgen informierte Bob Terai über den Zweck unserer Reise. „Ihr werdet hier nichts finden von unseren Vorfahren aus dem Osten“, meinte der Alte mit Bestimmtheit. „Ich werde euch dennoch zum Gipfel der Insel führen, unserem heiligsten Ort. Doch wenn ihr an der Hinterlassenschaft der Männer aus *Te-Fiti* interessiert seid, dann müsst ihr nach *Vai-po*, dem Wasser der Nacht. Doch das ist nicht nur tabu, sondern auch sehr gefährlich. *Aitu*, der Gott der Tiefe wacht über Ich rate euch, nicht dorthin zu gehen“. Und nach einer langen Pause fügte er hinzu: „Ihr werdet es bereuen ...“ An den bedeutungsvollen Blick, den er bei seinem letzten Satz auf Aranui warf, erinnere ich mich noch heute, mehr als fünfzig Jahre danach.

Der Aufstieg zum Gipfel erwies sich als eine schweißtreibende Kletterei. Nach etwa einer Stunde erreichten wir einen schrägen Kamin, dessen glatte Felsen kaum Haft für Hände und Füße bot. Am Ende der schrägen Spalte befand sich eine wackelige Steinplatte, die eine Kluft überbückte. Danach erreichten wir das Gipfelplateau von etwa zwanzig Meter Seitenlänge. Es war offenbar künstlich geebnet und wurde von einer verfallenen Mauer begrenzt, die als Brustwehr gedient haben mochte.

„Hierher haben sich meine Vorfahren zurückgezogen, wenn sie durch neue Einwanderer von den Tälern vertrieben wurden. Im Falle eines feindlichen Angriffs konnten sich der König mit seinem Gefolge und die Priester hier in Sicherheit bringen. Die Brücke konnte von oben aus leicht verteidigt werden“, erklärte Te Terai voll Begeisterung. Es schien, als könne nur Durst und Hunger die Besatzung der Gipfelfestung gezwungen haben, sich zu ergeben.

Die Aussicht vom Gipfel der Insel war phänomenal. Nahezu die gesamte Bergkette des *Tauaouoho*-Kamms lag unter uns. Allerdings war der Gipfel nicht besonders ausgeprägt – eine Reihe anderer Bergzacken sowohl im Süden als auch im Norden schienen gleich hoch oder noch höher zu sein.

Gewaltige rote Steingiganten türmten sich auf, unterbrochen vom Grün des Dschungels, der hier bis in höchste Regionen üppig wucherte.

Am Gipfelplateau sprang uns ein großer Altarstein ins Auge. In der schüsselförmigen Vertiefung war das Gesicht des einäugigen Gottes eingemeißelt. Aranui und Veo meinten, die Vertiefung sei bei Opferfeiern mit Menschenblut gefüllt gewesen. Der Alte wollte dazu zunächst nichts sagen, aber als wir hinter einer Platte eine Höhle mit einer Fülle menschlicher Skelette entdeckten, stimmte er zu.

Trotz des einzigartigen, umfassenden Ausblicks wollte unter den Kameraden keine rechte Stimmung aufkommen. Balint brachte es in seiner offenen Art auch gleich auf den Punkt. „Verdammt will ich sein, wenn mir das Panorama hier etwas gibt. Schwein Johansen massakriert einstweilen die Hanavaves und raubt die Flecha“, stieß der Normanne hervor.

„Ja, wir müssen eilends hinunter“, stimmte auch Bob zu. „Es war ein Fehler, die Johansen-Gang zurückkehren zu lassen. Ich fürchte weniger um die Eingeborenen, als um die Flecha. Wenn der Verbrecher unser Schiff entert, sind wir es los. Wer weiß, ob O'Brien und Larsen wachsam genug sind ...“

„Das ist sehr schade, dass ihr schon weg müsst, meine Freunde“, klagte Te Terai. „Aber ich verstehe eure Sorge wohl. Doch Aranui soll nicht mit euch ins Tal zurück. Ich rate ihr, sich zu ihren Wurzeln nach Ouia, auf die Ostseite der Insel, durchzuschlagen“.

„Das entspricht auch meinen Wünschen“, antwortete Aranui. „Aber ich möchte nicht allein ins Kannibalental absteigen ...“

„Veo wird dich begleiten“, bestimmte der Alte. „Balint kennt den Weg nach Omo und kann die Gefährten sicher dorthin bringen ...“

„Ja, aber ich möchte auch, dass Rolf Shark mit uns kommt“, fügte Aranui hinzu, ohne ihren Blick auf mich zu werfen. Es gibt bei den Ouias genug zu sehen, was unsere weißen Freund interessieren könnte“.

Ich nickte und wollte schon spontan zustimmen, als ich Bobs warnenden Blick bemerkte. ‚Nicht schon wieder‘, schien er zu sagen. Voll Trotz dachte ich ‚Jetzt erst recht, du bist nur neidisch, trockener Englishman!‘

Problematischer fand ich Balints wissend-traurigen Blick. Der Normanne war mir seit seiner Rettung ans Herz gewachsen – und die Frau eines Freundes war für mich seit jeher tabu.

Wieder war Te Terai, der die Entscheidung traf: „Ja, so sei es, Rolf-o soll mit dir gehen, Veo wird euch führen“.

„Und warum begleitest du dein ehemaliges Patenkind Aranui nicht selbst hinunter zur Ostküste?“ konnte sich Bob die naheliegende Frage nicht verkneifen. „Schließlich kennst du den Weg am besten“.

„Keine zehn Pferde bringen mich zu den Quiros. Ich lebe mit ihnen in Feindschaft. Sie haben bis vor wenigen Jahren ihre Feinde gegessen und es kann sein, dass sie es noch immer tun. Ich bin noch zu jung, um im Kessel zu enden“, fügte der Alte verschmitzt hinzu. „Du würdest ihnen auch im Magen liegenbleiben“, entgegnete der Normanne und klopfte Te Terai auf die Schulter.

„Dann laß dich mal nicht auffressen von den Kannibalen“, lachte mir Bob zu, aber ich fühlte die doppelte Sorge aus seinen Worten.

Die Trennung vollzog sich dann am Nachmittag nach unserer Rückkehr zum Haus des Einsiedlers (der sich eigentlich als „Zweisiedler“ entpuppt hatte). Momo verabschiedete sich herzlich von allen. Sie hatte auch noch großzügig für Reiseproviant gesorgt. Verhungern würden wir nicht, da nahezu auf der ganzen Insel essbare Früchte wuchsen: Mangos, Papaya, wilde Ananas, Pandinen mit nuß-ähnlichen Kernen, und noch manches andere.

Bob, Balint, Miguel und Pierre nahmen ihren Weg nach Südwesten zurück zum Schiff. Terai erbot sich, sie eine Abkürzung in die Omoa-Bay zu führen.

Veo, Aranui und ich strebten nach Südosten. Der Alte hatte zuvor Veo den Weg, der nicht leicht zu finden war, genau erklärt. Angeblich gab es nur eine einzige Stelle, wo vor langer Zeit ein Weg in die Felsen geschlagen worden war, der nach Quiro hinunterführte. Mit der Zeit war er aber zugewachsen und auch von Erdrutschen verschüttet worden. Hätten wir geahnt, was uns bevorstand – ich glaube, wir hätten auf einen Besuch des Kannibalentalen verzichtet.

Die Schwierigkeit bei der Orientierung bestand in einem unübersichtlichen Gewirr von steilen Felsklippen, Bergrücken und tief eingeschnittenen Tälern. Veo erklärte uns, dass hier der mächtige Wall des Tauaouoho-Massivs mit dem Namana-Kamm zusammenstießen. Es selbst kannte die Gegend nur flüchtig; der Alte hatte von einem Tunnel gesprochen, dass die Vorfahren am Bergkamm durch die Felsen gegraben hätten. Durch diesen seien die Kannibalen der Ostküste in die Täler des Westens eingedrungen, wenn sie mit deren Bewohnern Krieg geführt hätten.

Wir hatten kaum Augen für den schönen Bergwald, den wir durchquerten. Wir hatten niedrighängende Ästen auszuweichen und bahnten uns den Weg durchs Gebüsch, das später in niedriges Farnkraut übergang. Vor allem aber mussten wir trachten, nicht irrtümlich in eines der tief eingeschnittenen Täler abzusteigen. Da Veo diesen abgelegenen Teil der Insel nicht kannte, war es kein Wunder, dass wir uns mehrmals verirrt. Glücklicherweise waren die Wetterbedingungen ausnehmend gut, und es gab weder Regen noch Nebel.

Schließlich erreichten wir eine Stelle, von der aus mehrere Bergkämme ausgingen. Richtung Südosten, wohin wir zu gelangen trachten mussten, gähnte allerdings eine bodenlose Kluft. Wieder war guter Rat teuer. Die Sonne stand schon tief und wir würden an diesem Tag nicht mehr viel weiterkommen. Aranui schlug vor einen Übergang zu wählen, der nach Süd-Süd-West führte, und die Entscheidung erwies sich als gut. Wir stiegen in ein hügeliges, von niedrigem Farnkraut bewachsenes Gelände ab. Bald vernahmen wir das Rauschen von Wasser und gelangten zu einem kleinen Wasserfall. Unweit ragte ein Mangobaum auf. Dahinter schien wieder ein Waldabschnitt zu beginnen.

„Hier bleiben wir zur Nachtruhe“, meinte Veo. „Es gibt Wasser und Früchte. Die Alten haben entlang den Wegen im Hochland in gewissen Abständen Mangobäume gepflanzt, um sich auf ihren Wanderungen zu verköstigen. Ich glaube, Aranui hat eine gute Wahl getroffen“, meinte Veo.

Es gab genug trockenes Holz, und bald war unter dem Schutz des Baumes ein kleines Feuer entfacht, an dem wir unsere mitgebrachten Vorräte wärmten. Bald wurde es empfindlich kalt, sodass wir uns in unsere Decken hüllten. Um das Feuer zu unterhalten, aber auch aus alter Gewohnheit losten wir Wachen aus. Mir war recht, dass mir die ersten vier Stunden zugeteilt waren. Zu viel hatte sich in den vergangenen Tagen ereignet, als dass ich es geistig und seelisch verkräften konnte. Nun hatte ich Zeit, dies alles aufzuarbeiten. Körperlich fühlte ich mich allerdings ausgezeichnet.

Groß und voll erhob sich der Mond über dem Hauptkamm des Gebirges. Die Mondnächte im Pazifik sind von einem eigenartigen Reiz, den ich sonst nirgendwo auf meinen Abenteuerreisen erlebt habe.

Der Wind war nahezu völlig eingeschlafen. Nur ein leichter Hauch wehte aus der Richtung des Waldes, der sich hinter dem Mangobaum erstreckte. Ich versuchte die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit an meinem geistigen Auge vorbeiziehen zu lassen, aber es fehlte mir an Konzentration. Meine Gedanken schweiften ständig ab – immer wieder erschien Aranuis Bild vor mir. Ich schalt mich einen Narren und --- war ich eingeschlafen? Ich blickte auf die Uhr, wenn überhaupt, dann nur für Minuten. Ich warf frisches Holz ins Feuer, dessen Funken aufstoben und unternahm einen kleinen Rundgang. Als ich aus dem Bereich des Feuers trat, stieg mir ein lieblicher, leicht süßlicher Geruch in die Nase. Was konnte das sein? Ich folgte ihm, vorbei am Wasserfall, bis zum Rand des anschließenden Waldes. Da sich in Polynesien – wie bereits erwähnt – kein gefährliches Getier im Unterholz verbarg, ging ich zielstrebig weiter.

Schon nach wenigen Schritten verstärkte sich der seltsame Geruch, und ich sah ein echtes kleines Wunder. Im fahlen Mondschein konnte ich erkennen, dass im Wald Baumstämme kreuz und quer lagen, vermutlich gefällt von einem der Stürme, die manchmal über die Marquesas zogen. Und auf den vermoderten Stämmen wuchsen hunderte, nein, tausende Orchideen, welche den betäubenden Duft verbreiteten. Im Mondschein kam zwar die Schönheit der bunten Gewächse nicht voll zur Wirkung – aber die Geruchsempfindung war phänomenal.

„Dies ist ein heiliger Platz“, sagte die tiefe Stimme hinter mir, und ich wunderte mich nicht. Irgendwie hatte ich es erwartet. Hier war er wieder, der Zauber der Südsee ...

„Von dieser Stelle, so berichten die Erzählungen der Alten, haben unsere Vorfahren die Blüten geholt, um die Hochzeitskränze der Vahines zu flechten. Als Mädchen sind wir vom Hanavave-Tal in die Berge gestiegen, um den Platz zu finden – vergebens. Hier ist er nun ...

Aranui stand vor mir. Eine Seite war vom Mondlicht übergossen, die andere in geheimnisvolles Dunkel gehüllt.

„Uns bleibt nicht viel Zeit“, flüsterte sie.

Ich nahm ihre Hand ...

*

Am Morgen erreichten wir problemlos den Tunnel. Veo war stolz, ihn gefunden zu haben. Aber er gestand: „Nur Dank Aranuis – sie hat am Kreuzungspunkt den richtigen Weg eingeschlagen“.

Hatte sie?

Der Tunnel war überraschend lang. Auf der anderen Seite erwartete uns ein schwindelerregender Abgrund. Wer hier nicht schwindelfrei war, war verloren. Der in den Felsen gehauene Sims endete nach wenigen Metern. Ein Bergsturz hatte offensichtlich den ganzen Pfad in die Tiefe gerissen. An die nächsten Stunden denke ich nicht gerne zurück. Meine alpine Erfahrung, Aranuis Behendigkeit und Veos Geschick hätten nichts genützt, wenn nicht eine gehörige Portion Glück unseren Abstieg ermöglicht hätte. Oder waren uns die Tikis wohl gesonnen?

Wir hatten kein Seil, um die ausgebrochenen Stellen des Felspfades zu überbrücken. Aber unsere Bergstöcke aus Bambus ermöglichten dennoch unser Weiterkommen. Gelegentlich klebten wir förmlich in den Felsen und handelten uns über brüchiges Gestein durch die Wände.

Nachdem uns die verbliebenen Steig-Spuren auf einen Paß führten, hatten wir endlich die andere Seite des Hauptkamms erreicht. Von tief unten war das Rauschen eines Baches zu hören. Eine Bucht mit weißer Brandung lag unter uns.

Wir folgten den ausgehauenen Pfad, der oft weniger als einen halben Meter breit war. Links die Felswand, rechts ein bodenloser Abgrund. Doch es wurde noch schlimmer. Denn plötzlich trat die Felswand zurück, und der Felssims ging in einen Grat über, so scharf, dass mich das Grauen befiel. Ich schaute zu Aranui. „Wir müssen hinunter. Und wir werden hinunter kommen“, meinte sie und – lächelte.

Das war es. Sollte ich mir von einer Vahine den Rang ablaufen lassen?

Unvermittelt wurde der Weg breiter, zwar verwachsen, aber doch deutlich sichtbar.

Wir hatten es geschafft.

Im Tal der Kannibalen

Hohe Palmen säumten den Pfad. Riesige Bananenstauden trugen Unmengen an reifen Früchten. Ganze Nester von Orchideen saßen auf knorrigen Ästen. Aranui und ich sahen uns an ...

Die würzige Luft schmeichelte unseren Lungen. Keine Spur vom Dunst des Waldes und den Schwärmen von Stechmücken, die uns auf der Westseite der Insel das Leben schwer gemacht hatten. Vögel zwitscherten und bunte Schmetterlinge flatterten über unseren Weg. Das Blätterdach milderte die Strahlen der nahezu senkrecht ins Tal scheinenden Sonne. Deutlich war der Ostpassat zu spüren, der für angenehme Temperaturen sorgte. Fürwahr, ein paradiesisches Gefilde.

Beim Weitergehen fielen uns eine Reihe verfallener Pflanzungen ins Auge. Terrassen mit niedrigen Steinmauern waren von Dschungelvegetation überwuchert.

„Das Ouia-Tal, in dem wir nun sind, war vor langer Zeit dicht bevölkert. Aber dann konnte der Boden die vielen Menschen nicht mehr ernähren. Neben ihren kriegerischen Auseinandersetzungen mit den Stämmen auf der anderen Seite der Insel haben sich die Ouia gegenseitig erschlagen und aufgeessen. Jetzt scheint das Tal nahezu entvölkert ...“, erklärte Veo.

Doch schon sehr bald zeigte sich, dass es im Kannibalental doch noch Krieger gab. Denn kaum hatte Veo, der die Führung übernommen hatte, ausgesprochen, als er mit erstauntem Gesichtsausdruck und wild rudernden Händen jäh in die Baumkronen entschwebte. Bevor ich mich von meiner Überraschung erholen konnte,

folgte ihm Aranui nach oben. Jetzt erkannte ich auch die Ursache. Eine Art Netz war über sie geworfen worden und wurde an dicken Stricken nach oben gezogen.

Da spürte ich auch schon eine leichte Berührung am Rücken, warf mich geistesgegenwärtig nieder und rollte mich zur Seite. Meiner sollten sie nicht so leicht habhaft werden, die Feinde auf den Bäumen! Bereits im Fallen zog ich mein Messer, um eventuelle Fesseln zu zerschneiden. Durch diese schnelle Reaktion glitten auch die nach mir ausgeworfenen Stricke ins Leere. Da sprangen drei Kannibalen von den Bäumen und drangen auf mich ein. Die kamen mir gerade recht. Ich durfte mich nicht gefangen nehmen lassen, da es die Gefährten zu befreien galt.

Aranui in Gefahr – diese Tatsache verdoppelte meine Kräfte. Den ersten Angreifer beförderte ich mit einem gewaltigen Schwinger ins Reich der Träume. Zwei weitere Insulaner, die auf mich losstürmten, wirkten aufgrund ihrer Größe und Ganzkörper tätowierung äußerst bedrohlich. Mit blieb keine Zeit, den Revolver aus dem Halfter zu reißen. So musste es auch das Messer tun. Ich täuschte den ersten mit einer Körperfinte und versetzte ihm einen Schnitt quer über Schulter und Arm. Aufheulend ließ er von mir ab. Den letzten setzte ich mit einem Jiu-Jitsu Griff außer Gefecht. Technik zeigte sich roher Gewalt schon stets überlegen.

Jetzt hatte ich endlich Zeit, mich nach Aranui und Veo umzusehen. Ich schaute in die Baumkronen, doch diese waren zu dicht, um irgendeine Spur von den beiden zu entdecken. Ich rief nach den beiden, und tatsächlich antwortete Veo. Seine Stimme klang gang nahe und nicht von oben, sondern seitwärts aus dem Unterholz.

Ich beschloß, seinem Ruf zu folgen. Im Wald hörte man ein Palaver aus verschiedenen Stimmen, darunter auch – gottlob – Aranui. Es musste bald etwas geschehen, denn der dritte Angreifer, den ich außer Gefecht gesetzt hatte, machte bereits Anstalten, eine neue Attacke zu starten. Das beunruhigte mich noch nicht, da ich meinen Colt-Revolver gelockert hatte und mich damit wohl auch des stärksten Marquesianers erwehren konnte. Mehr Sorge machte mir der Insulaner, der aus der zugefügten Messerwunde wie ein Schwein blutete. Die Blutung musste schleunigst gestillt werden.

Da teilten sich die dichten Bananenstauden, die den Weg säumten und fünf, sechs Personen erschienen, darunter Aranui und Veo. „Alles in Ordnung, wir genießen Gastfreundschaft bei den Ouias“, verkündete Aranui freudestrahlend.

„Du hast dich tapfer geschlagen, Fremder“, empfing mich der Anführer der Ouia-Truppe respektvoll. Es handelte sich um einen an die zwei Meter großen, von Kopf bis Fuß mit furchterregenden Motiven tätowierten Krieger, der sich als *Teriero* vorstellte. Die drei von mir außer Gefecht gesetzten strafte er durch Nichtbeachtung und seiner Verachtung. Die besiegten Karnaken trugen mir nichts nach – sogar der inzwischen verbundene Verwundete schüttelte mir zur Verehrung die Hand.

Woher rührt aber der Sinneswandel der Ouias? Veo erklärte das mit wenigen Worten. Bei Aranuis Gefangennahme war es nicht zimperlich zugegangen. Als sie die Eingeborenen aus dem Netz befreiten, zerriß ihr Brusttuch. Und als der Anführer eine auf ihrer Brust eintätowierte Schildkröte mit dem Kopf eines Götzen bemerkte, warf er sich zu Boden. Dieses Tattoo wies sie als Tochter des Königs von Ouia aus, der vor mehr als zwanzig Sonnen im Bruderkampf gefallen war. Der gegenwärtige Herrscher war aber ein Verwandter des damaligen Königs ...

Nachdem sich alles in Wohlgefallen aufgelöst hatte, bewegten wir uns in Richtung Talausgang. Der Bach, der uns seit unserem Abstieg vom Kamm begleitet hatte, war mittlerweile zu einem schnell-fließenden Fluß angewachsen. Reife Guaven an den Büschen und Bananenstauden standen unmittelbar neben dem Weg. Mangos, Brotfrucht- und Papayabäume vervollständigten das Bild. Die Vegetation schien womöglich noch üppiger als an der Westseite der Insel.

Taro- und Süßkartoffelfelder zeigten das nahe Dorf an. Aber als wir dort anlangten, erwies sich jedoch fast jede zweite Hütte leer.

„Unser Volk hat nur wenig Nachkommen“, erklärte *Teriero*. „Auf eine Geburt kommen vier Todesfälle“, wies er auf das demographische Ungleichgewicht hin. „Der große Tiki liebt seine Kinder nicht mehr“, fügte er traurig hinzu.

„Inzucht“, meinte Aranui bedrückt. „Die Ouias haben sich gegenseitig erschlagen, und jetzt gibt es zu wenig frisches Blut, schon gar nicht von außen wegen der Abgeschlossenheit des Tales“.

Im Dorf wurden wir zum Stammesführer mit dem klingenden Namen *Te Tetua* geführt. Es handelte sich um einen kahlköpfigen, alten Mann, der unter der Last der Jahre gebückt ging, und sich auf einen kunstvoll geschnitzten Stock stützte. Es ließ sich Aranuis Schildkröten-Tatoo zeigen und wies stolz eine ganz ähnliche Tätowierung auf seiner Brust vor, die im Laufe der Jahre allerdings stark vergilbt war. Offenbar war er eine Art Großonkel von Aranui, und wir wurden äußerst herzlich empfangen.

Die Bevölkerung mochte nur noch etwa fünfzig Seelen zählen. Dabei war der Tisch überreichlich gedeckt. Nirgendwo im ganzen Pazifik habe ich so viele herrliche Krustentiere und Meeresfrüchte gesehen wie hier im Osten Fatu Hivas. Das Festmahl, das am späten Nachmittag zu Ehren der Wiederkehr der verlorenen Tochter bereitet wurde, suchte seinesgleichen.

Vor dessen Beginn sah ich mich gemeinsam mit Aranui und Veo im Dorf und dessen Umgebung um. Es war ein Genuß, die Eingeborenen-Kinder behend und flink die zwanzig, dreißig Meter hohen Kokospalmen auf und abklettern zu sehen.

Am Rande des Dorfes entdeckten wir wieder die üblichen Statuen beliebter Tikis mit ihren großen glotzenden Augen. Sie schienen hier noch eine Spur größer als im Hochland zu sein. Hinter verfallenem Mauerwerk entdeckten wir, ohne lange zu stöbern, Vertiefungen mit Unmengen von Knochen. Ein Relikt von früheren Menschenfressern?

Die uns dreien angewiesene Hütte war auf Pfählen errichtet und zur Seeseite hin offen. Schräge Leitern führten in die beiden Etagen der Behausung.

Abends gab es dann mehrere knusprige Schweine, Krabben, Fische von höchster Qualität. Nach dem exzellenten Essen ging es ans Palavern. Aranui war naturgemäß im Zentrum des Interesses. *Te Tetua* erzählte von den alten Zeiten. Kriege und Kannibalismus schienen damals allgegenwärtig gewesen zu sein. Der

damalige König, Aranuis Vater, ahnte vor der Entscheidungsschlacht nichts Gutes und ließ seine Tochter in Sicherheit bringen. Es war Te Terai, unser Alter vom Berg, der vor etwa zwanzig Jahren das kleine Mädchen in Sicherheit brachte und sich seiner annahm. Was ihm die Ouias dann allerdings vorwarfen, war, dass er sie später nicht mehr zurückführte, sondern zu ihren Feinden, den Hanavaves brachte. Seither herrschte auch zwischen den Ouias und Te Terai Todfeindschaft.

*

Am nächsten Morgen beschloß ich, mehr über den Kannibalismus in Erfahrung zu bringen. Da ich annahm, dass es sich um ein delikates Thema handelte, ging ich bei meinen Erkundigungen vorsichtig vor. Dies erwies sich jedoch als unangebracht. Erstaunlicherweise erklärte sich Te Tetua als überaus auskunftsbereit. Es schien ein gewisser Stolz mitzuschwingen, als der Häuptling berichtete, dass die Ouias ihre erschlagenen Feinde noch aßen, als er schon ein erwachsener Mann war. In Notzeiten verzehrten die Kannibalen Menschenfleisch aus Hunger. Üblicherweise liegt der Menschenfresserei jedoch die Vorstellung zugrunde, dass man sich beim Verzehren des Kopfes und anderer Körperteile die besondere Fähigkeiten des Opfers aneignet, welche damit verbunden sind. Te Tetua meinte auch, das beste Stück an Menschenfleisch sei der Unterarm einer jungen Frau. Aranui konnte nur gequält darüber lächeln.

Aufgrund meines Interesses schlug Te Tetua vor, uns am nächsten Tag etwas interessantes Einschlägiges zu zeigen. „Knochen, viele alte Knochen“, meinte er nur. Obwohl mir unklar war, was der Häuptling damit meinte, stimmten wir zu.

Am folgenden Morgen war das Tal in Nebel gehüllt, und die Sonne zeigte sich nur als gelber Fleck. Kein Lufthauch bewegte sich, und Teriero, der uns führte, tat sehr bedenklich wegen eines Wetterumschwunges. Er deutete uns, im Ouia-Tal zu bleiben und nicht gleich heimzusegeln, wollten wir nicht vom Wind weggeblasen werden, wie er sich ausdrückte.

Wir folgten zunächst wieder den Lauf des schnell strömenden Baches, diesmal aber flussaufwärts. Bald bogen wir in ein breites Seitental ein. Knorrige, alte Hibiskusbüume säumten die Wegspuren. Nach Durchquerung eines kleinen

Bambusgehölzes verschwand der Seitenarm des Baches plötzlich im Boden. Felstrümmer lagen verstreut herum, sowie Schutt und trockener Schlamm. Offenbar hatte es hier einen Bergsturz gegeben. Als wir uns dem Talschluß näherten, schäumte das Wasser in einer Kaskade von der Wand, um gleich darauf unter dem Geröll zu verschwinden.

Lianen und Luftwurzeln hingen daneben vom glitschigen Feld. Trotz seiner Statur – alle Bewohner des Ouia-Tales schienen besonders groß und gewichtig zu sein, kletterte Teriero gewandt wie eine Bergziege. Aber mit unserer am Dach der Insel gesammelten Bergerfahrung konnten wir durchaus mithalten. Es war eine Lust zu sehen, wie geschmeidig Aranui sich die Schlingpflanzen hoch schwang. Jetzt ist eine Königstochter meine Freundin, dachte ich. Eine tiefe Welle der Zuneigung durchdrang mich ...

Nach wenigen Klimmzügen erreichten wir ein Plateau. Teriero schob ein paar Zweige zur Seite und legte zwei große Platten frei, die dachförmig aneinandergelehnt waren. Verschiedene Figuren waren eingemeißelt, aber es war schwer zu erkennen, was sie darstellten, da sie dicht mit Moos bewachsen waren.

„Der Begräbnisplatz“, erklärte unser Führer und kroch in die Höhle zwischen die Platten. Aranui und ich folgten, während Veo in abergläubischer Scheu draußen verweilte. Mühsam zwängte ich mich durch eine enge Öffnung im Felsen. Wie der Marquesianer mit seiner Leibesfülle hier durchgekommen war, schien mir schleierhaft. Schließlich befanden wir uns zu dritt in einer halbwegs geräumigen Kammer. Der Strahl meiner Stablampe, die ich vorsorglich mit mir führte, fiel zunächst auf einen Totenkopf, der uns seine Zähne entgegenfletschte. Der Boden der Grabkammer war mit menschlichen Skeletten bedeckt, die in mehreren Reihen wohlgeordnet übereinander lagen. Holztröge waren an den Seitenwänden aufgestellt, die Schädel und Röhrenknochen enthielten. Von der Höhlendecke hingen schwarze Haarzöpfe. Um manchen der Totenköpfe waren Binden von weißer *tapa*, dem Rindenstoff des Brotfruchtbaumes, gewickelt²².

22

Tatsachenbericht; vergleiche Th. Heyerdahl „Fatu Hiva“.

„Das waren besonders tapfere Krieger“, erklärte Teriero. „Und hier, seht, etwas ganz Besonderes“, fügte er mit einem gewissen Stolz in der Stimme hinzu. In einer Seemannskiste – tatsächlich, es handelte sich um eine solche! – lag ein zusammengekrümmtes Skelett, umhüllt von vermoderter europäischer Kleidung. Vielleicht ein schiffbrüchiger Seemann, der den Kannibalen zum Opfer gefallen war. Oder, wer weiß, vielleicht hatte er sich zu deren Berater aufgeschwungen, eine Art früher Sven Johansen.

Im Inneren des zurückgeklappten Kastendeckel erschien im Lichte meiner Lampe eine kaum mehr leserliche Schrift: *Clas Duisterbrok, Amsterdam, 1868.*

Veos Rufe von draußen brachten uns wieder in die Jetztzeit zurück. Als wir die Engstelle wieder passiert hatten, empfing uns ein sintflutartiges Rauschen. Ein tropischer Wolkenbruch sondergleichen fiel hernieder, von Blitz und Donner untermalt. Zum Glück waren wir durch die überhängenden Felsen etwas geschützt.

„Ich fürchte, das ist ein Vorbote der Regenzeit“, meinte Aranui besorgt. „Sie scheint von Jahr zu Jahr früher einzusetzen. Wir sollten machen, dass wir von Quiro wegkommen. Denn wenn die Stürme einsetzen, kommen wir nicht mehr von dieser Küste weg ...“

Nach eineinhalb Stunden war der Zauber vorbei und wir kehrten ins Dorf zurück.

Auch Te Tetua empfahl uns, mit der Ebbe, die in der zweiten Nachthälfte einsetzen würde, auszulaufen. Er würde uns ein Auslegerboot samt Steuermann zur Verfügung stellen. Es war ihm aber anzusehen, dass er Aranui gerne länger – für immer? – hier haben wollte. Im Laufe des Nachmittags nahm er mich beiseite und meinte: „Bleib hier, Rolf-o. Du kannst mit Aranui viele Kinder haben und frisches Blut ins Ouia-Tal bringen“. Ich muss wohl etwas entgeistert aus der Wäsche geblickt haben. Sah man uns so deutlich an, dass wir verliebt waren?

Aranui lachte hell auf, als ich ihr davon erzählte. Und Veo meinte, mehr im Scherz als im Ernst, aber vielleicht doch mit einem realen Hintergrund: „Ja, bleiben

wir doch hier. Es gibt hier alles, und das Klima ist viel gesünder als im Westen der Insel. Ich hätte auch schon eine Vahine gefunden ...“

Mir kam aber etwas ganz Anderes in den Sinn. Ich beschloß, zu unserem Expeditionsziel beizutragen und Te Tetua nach eventuellen Relikten aus Te-Fiti, das heißt aus dem Osten, zu fragen.

Te Tetuas alte Augen leuchteten bei meiner Frage auf. Seine gebückte Haltung straffte sich.

„Die Tikis kamen aus Te-Fiti, das haben uns unsere Vorväter gelehrt“. Er schien in seinem Element. „In der *Taiokai*-Bucht im Norden der Insel, befindet sich *Vai-po*, das Wasser der Nacht. Dort findest du auf einem steinernen Thron, *Ca-a-pak-a*, den Fürst der Männer aus Sonnenaufgang. Es ist aber gefährlich, dorthin zu kommen. Das Wasser geht bis zur Decke der Höhle und man muss tauchen, um bis zum Thron zu gelangen“.

Hier war sie nun, die Anleitung zu unserem Ziel zu gelangen. Aranui und ich umarmten uns. Schnell weg aus Ouia, zurück zur Flecha, um zum Wasser der Nacht zu kommen.

Sturm über der Ostküste

Da die Ebbe schon lange vor Sonnenaufgang einsetzen würde und wir uns dies fürs Auslaufen zu Nutze machen wollten, regte Veo an, dass wir am Strand im Freien schlafen sollten. Ioane, unser Steuermann, kam mit uns und kümmerte sich um das Auslegerboot.

Erschöpft vom ereignisreichen Aufenthalt bei den Kannibalen, waren wir bald eingeschlafen. Ich erwachte durch einen stechenden Schmerz an meinem nackten Oberkörper. Etwas Kaltes war an meiner Schulter. Jetzt spürte ich auch ein scharfes Kratzen an meinem Fuß. Wild schlug ich um mich und berührte etwas Feuchtes,

Knochiges. Jetzt vernahm ich auch ein klappendes Geräusch, das sich anhörte, als würden Knochen gegeneinander geschlagen.

Voll Panik sprang ich auf und muss dabei wohl laut aufgeschrien haben. Aranui behielt die Fassung und warf Schwemmholz in die Glut des Feuers, das wir am Abend angefacht hatten. Die auflodernden Flammen beleuchteten eine gespenstische Szenerie. Hunderte, nein tausende weißer Gebilde, etwa in der Größe von Hühnereiern umringten uns. Klauenartig gekrümmte Fortsätze ragten aus den weißen Gehäusen hervor, die großen Spinnenbeinen glichen.

„Einsiedlerkrebse“, erklärte Aranui, „ein seltsames Krustentier. Mit seinem weichen, verletzbaren Hinterleib nimmt es von Schneckenhäusern Besitz und schafft sich eine panzerartige tragbare Festung“.

„Und ich dachte schon, dass die Skelette der von den Kannibalen verzehrten Opfer zurückgekehrt sind“, stieß ich erleichtert hervor. Das Geräusch hatte tatsächlich Ähnlichkeit mit Knochengeklapper.

Was die Krebse veranlaßt hatten, in einer derartig geballten Menge aufzutreten, blieb ein Rätsel. Aranui und Veo betonten, dass sie niemals zuvor eine annähernd so große Schar von solchen auf einem Fleck gesehen hätten.

„*Hamai* kommt! Der große Wind!“ rief Ioane. Jetzt war die Stunde der Wahrheit gekommen. Ein strammer Ostwind wehte, aber der Himmel war klar. Skorpion, Schütze, Jungfrau, Löwe – der ganze Tierkreis ragte hoch über uns. Mehrere Planeten bevölkerten die Ekliptik. Ich erkannte Mars und Jupiter. Später würde Venus als Morgenstern aufgehen. Das südliche Kreuz strahlte neben den beiden Zentauren-Stern in schräger Pracht ...

Das Geräusch, welches die tosende Brandung durch das Aneinanderreiben schlüpfriger Steine am Ufer verursachte und das wie stetes Donnern klang, verhielt keine gute Ouvertüre.

Wir waren zu viert. Bemerkenswert, dass sich alle drei Polynesier bekreuzigten als sie ins Auslegerboot gingen. Sollte das Christentum doch seinen

Einzug gehalten haben? „Eine bloße Förmlichkeit“, meinte Aranui, „die sich seit dem Wirken der Missionare eingebürgert hat“.

Als wir mit unserem winzigen Auslegerboot mit dem seltsamen polynesischen Segel das Ufer verließen, war es, als ginge ein jähes Donnerwetter über uns nieder. Ioane, der am Steuer saß, brüllte seine Befehle. Veo und Aranui waren erfahrene Ruderer, und ich trachtete mich an den Handgriffen der beiden zu orientieren.

Wir ruderten wie verrückt durch die sich himmelhoch aufbauenden Wogen. Es war eine Fahrt, die uns das Blut durch die Adern jagte.

Wassermassen spritzten ins Boot, und mir, der im Rudern am wenigsten bewandert war, fiel die Aufgabe des Ausschöpfens zu. Mit einer großen Muschel, die zu diesem Zweck mitgeführt wurde, schöpfte ich wie ein Berserker. Dennoch lief das Boot durch salzige Gischt und Wasserkaskaden, immer mehr voll – eine wahre Sisyphus-Arbeit.

Als wir die Brandung durchquert hatten, gingen die Wellen immer höher. Die Dünung wurde kürzer und steiler. Ein Sturm ist im Anzug, wenn wir nicht rechtzeitig die windabgewandte Seite erreichen, dann ist es vorbei, meine Aranui und warf mir einen gehetzten Blick entgegen.

Nie war mir die Nacht so endlos erschienen wie heute. Ich gestehe, dass ich mehrfach Todesangst ausstand. Was so ungut war, dass die Gefahr stundenlang nicht abschwächte. Das Boot schoß die Wellenhäme hinauf und dann so steil in den Abgrund, dass ich mir fast in die Hose machte. Später, nach unserer Landung in Omoa, erklärte uns Captain O'Brien die Vorteile eines kleinen Bootes. Es lief die Wellenberge und -dächer problemlos hinauf und hinunter. Ein längerer Rumpf konnte das Boot bei der Steilheit der Wellen eher zum Kentern bringen.

Der gefährlichste Teil der Strecke lag noch vor uns. Das war das brandungsumtoste Südkap Fatu Hivas. Der Schatten der Insel blieb hinter uns zurück, da Ioane einen Kurs weit draußen um den gefährlichen Felsen steuerte. Die lauwarmer See spülte uns lange Wogen von Salzwasser ins Gesicht, sodass wir kaum

etwas sehen konnten. Wir sausten in unserer Nussschale auf und ab zwischen Wellenberg und Wellental.

Ioane am Steuerruder war zu bewundern. Wenn die Wellen brachen, klammerte es sich geradezu mit diabolischer Energie am Steuer fest und beobachtete genau die nächste Woge, die sich vor uns auftürmte. Eine falsche Richtung hätte unser Boot unweigerlich zum Kentern gebracht und uns dem Verderben ausgeliefert.

Stunden vergingen. Längst war der Morgen angebrochen. Der hektische Kampf in den Dünungswellen der rauen See setzte sich fort. Massive Wasserkaskaden übergossen uns, wenn wir mit einem Wellenberg emporschossen, um danach mit rasender Geschwindigkeit ins Tal zu fahren. Der kleine Ausleger ächzte und stöhnte durch die Beanspruchung, aber die Hölzer hielten.

Allmählich – es mochte schon weit am Vormittag sein – senkte sich die atemberaubende Geschwindigkeit unserer Fahrt. Unser Gesicht und Rücken waren durch die Gischt des Salzwassers und die erbarmungslos herniederbrennende Sonne aufgebrannt, sodass uns die Haut in Fetzen davon hing.

Und endlich, am frühen Nachmittag, hatten wir es geschafft. Wie liefen in die Omoa-Bucht ein. Durchnäßt, vor Kälte schauernd und total erschöpft hatten wir alle unsere vergangenen Sünden abgebüßt und schon eine Anleihe auf eventuelle künftige genommen. Ich hatte einen Steilkurs – der fast zu steil gewesen wäre – in polynesischer Seefahrt abgedient. Entscheidend war stets das Ansteuern der nächsten Welle. Stimmt der Winkel nicht, so kenterte das Boot und die Insassen waren in der tobenden See unrettbar verloren. Ioane hatte in dieser Hinsicht Großartiges geleistet. Während all der Stunden, welche die Höllenfahrt dauerte, war er unter höchster Anspannung gestanden. Auf der Flecha angekommen, sackte er dann auch jäh zusammen und verfiel in einen vierundzwanzig-stündigen Erschöpfungsschlaf.

Der Kuß von Aranui schmeckte nach Salz und mehr. Ich schüttelte Ioane und Veo die Hände.

Die Flecha lag vor uns. Wir waren gerettet. Nie zuvor und danach habe ich eine derartige Seefahrt unternommen ...

*

Die Begrüßung durch die Gefährten war emphatisch. Bob, der kühle Englishman, drückte mich an sein Herz. Als nach seiner Rückkehr Captain O'Brien von unserer geplanten Bootsfahrt von Ouia nach Omoa erfuhr, schalt dieser die Ouia-Leute Narren, da sie dies unter den gegebenen Verhältnissen erlaubten. Wenn wir abgewartet hätten, wäre die Flecha ausgelaufen, um uns zu Hilfe zu kommen.

Und Steuermann Jens Larsen meinte, dass unsere Fahrt mit dem kleinen Auslegerboot durchaus rekordverdächtig sei. Er persönlich hätte die Chancen auf eine erfolgreiche Beendigung des Trips von der Ost- zur Westküste auf nur 2:3 eingeschätzt.

Die Gefährten waren unter Führung des Einsiedlers vom Berg in einem Eilmarsch in Omoa angekommen. Te Terai hatte sich in Sichtweite der Flecha von Bob und den anderen Gefährten verabschiedet. In Omoa waren keine Neuigkeiten aus dem Hanavave-Tal zu erfahren. Ob Johansen dort noch herrschte, was unklar.

Meine Nachricht über das Wasser der Nacht wurde von Bob und Pierre mit großem Interesse aufgenommen. Es wurde beschlossen, gleich am nächsten Tag in die Taiokai-Bucht nahe der nördlichen Inselfspitze abzudampfen, bevor die einsetzenden Stürme der Regenzeit ein derartiges Unterfangen unterbanden.

So verließen wir Omoa, um die Taiokai-Bucht anzulaufen. Die See war heute ruhig. Es war, als hätte uns der polynesische Neptun speziell für unsere Fahrt im Auslegerboot eine Lektion in Küstenschiffahrt erteilen wollen.

Das Taiokai-Tal, in dessen Bucht die Flecha Anker warf, schien wenig reizvoll. Ein Bergrutsch hatte einen ganzen Gebirgskamm hinab befördert und unwirtliche Schuttkegel hinterlassen. Felstrümmer verschiedener Größe lagen kreuz und quer verstreut, und die Vegetation war weitgehend vernichtet.

Wir ließen das Rettungsboot der Flecha zu Wasser und beluden es mit Brechstangen und anderen Gerätschaften zur Ausgrabung erhoffter Relikte. Wir wollten nicht nochmals denselben Fehler machen wie in der *Casa del Condor* in den peruanischen Anden, wo wir den schweren Sarkophag-Deckel nur mit den übersinnlichen Kräften des Grünen Indios lüften konnten²³.

Während die Besatzung samt Kapitän und Steuermann an Bord der Flecha blieben, bestiegen die folgenden Personen das Boot: Pierre Roullé, unser Archäologe, Bob und ich, Miguel, Balint, Aranui und Ioane. Letzterer war zwar schon einmal in der Höhle gewesen, schien jedoch einen Heidenrespekt vor einem abermaligen Besuch zu haben.

„Vai-po ist Tabu – strengstes Tabu. Die Tikis werden mich strafen, wenn ich euch zum Wasser der Nächte geleite“. Nur die Mahnung, dass ihm sein Stammesführer, Te Tetua, diese Führung befohlen hatte, in Verbindung mit einem saftigen Geschenk (in Form von Branntwein!) bewirkte, dass Ioane schließlich doch hilfreich war, wenn auch äußerst zögerlich.

23

Siehe den ersten Band der vorliegenden Erzählung „Das Schwert der Götter“ (Bob Barrington, Band 1).

Das Wasser der Nacht

Ohne Ioanes Weisung hätten wir den Eingang zum Vai-po nicht gefunden. Der Teil der Bucht, den wir ansteuerten, bestand aus einer Steilküste mit überhängenden, gerippten Kalkfelsen mit unzähligen Vertiefungen und Höhlen. Erst nach mehreren vergeblichen Versuchen fand Ioane die Einfahrt. Nach einem engen Durchlaß, gerade groß genug für das Beiboot, wenn die Ruder eingezogen wurden, erreichten wir eine riesigen Grotte. Durch die hinter uns liegende Öffnung spiegelte sich das Licht in schillernden, blau-grünen Facetten auf dem Wasser – ein fürwahr herrlicher Anblick. Das Ende der Höhle war nicht abzusehen und verlor sich in der Finsternis.

Am Eingang der Höhle befand sich ein schmaler Felsen-Sims, auf dem Miguel zurückblieb. Als erfahrener Naturbursche sollte er uns vor heraufziehendem Schlechtwetter warnen. Vor unserer Ausschiffung hatte nämlich Captain O'Brien besorgt gemeint, dass ihm das Wetter keineswegs gefiele. Ich hielt das für übertrieben, aber Jens Larsen stimmte mit ihm überein und fügte noch hinzu „In spätestens zwölf Stunden haben wir einen ausgewachsenen Sturm, das ist klar wie Aquavit. Wir können nur hoffen, dass es kein Taifun wird – die Jahreszeit wäre allmählich hierfür da“.

Als wir dann in die Grotte weiter eindringen, hielten wir den Atem an. Kristallklare Töne wie von einem Xylophon erklangen. Woher kamen diese silberhellen glockengleichen Klänge? Aranui schmiegte sich an mich. „Das ist die Begrüßung der Tikis, in der Überlieferung der Alten ist von ihrer Melodie die Rede“, flüsterte sie mir zu und sah mich an. Es ist dieser Blick, der bis heute in meinem Herzen schwelt, mit dem sie mir in Erinnerung geblieben ist.

„Unsinn“, unterbrach sie Bob. Obwohl sie sich mit leiser Stimme an mich gewandt hatte, mengte er sich ein. Ein intensives Gefühl der Abneigung gegen meinen besten Freund wallte in mir auf. War er eifersüchtig? Gönnte er mir Aranuis Zuneigung nicht? Schon wollte ich etwas entgegen, das mich dann vermutlich später gereut hätte, als Bob fortsetzte: „Das harmonische Geklingel entsteht durch

die Reflexionen des durch die Ruderschläge bewegten Wasser von den Stalagmiten. Deren verschiedene Größe und Dicke erzeugt die Verschiedenartigkeit der Töne“. Damit hatte er wohl recht, aber hätte er sich seine rationale Erklärung nicht für später aufsparen können?

Silberne Bänder gleißenden Lichtes tanzten über das dunkelblaue Wasser. Als wir bei der Weiterfahrt die Stablampen anknipsten, wurden sie durch gelb-rote Spiegelungen abgelöst – eine zauberhafte Atmosphäre.

Links vor uns tauchte eine Uferstelle auf, an der eine große Plattform zu erkennen war. Sie war mit einer ganzen Kompanie von Statuen verschiedener Größe bevölkert. Pierre geriet bei ihrem Anblick in Ekstase. „Das muss ich sehen, landen wir da“, rief er aus und das Echo der Grotte vervielfältigte seine Stimme dutzendfach.

„Gemach“, meinte Bob. „Zunächst wollen wir ans Ende der Höhle vordringen. Beim Rückmarsch nach Omoa hat uns Te Terai von einer zweiten Höhle im Wasser der Nacht erzählt, die nur von Tauchern erreichbar sei. In seiner Jugend habe er selbst dort das Skelett eines Medizinmannes in einem steinernen Sessel gesehen. Laßt uns doch zuerst dies versuchen ...“

Gesagt, getan. Bald verjüngte sich die Grotte und eine leichte Strömung zeigte, dass Süßwasser aus dem Berginneren quoll. Bob, Pierre, Aranui und ich glitten ins Wasser, das überraschend kalt war, und machten uns zu einem Tauchgang bereit. Balint und Ioane blieben im Boot zurück.

Die Stablampen waren zum Glück wasserdicht. Ein schmaler Tunnel führte unter Wasser schräg nach oben. Schon nach kurzer Zeit erreichten wir wieder die Wasseroberfläche. Als erstes fiel uns die gute Durchlüftung auf. Die Höhle musste eine Verbindung zur Außenwelt besitzen.

Und dann war alles so, wie wir es uns kaum in den kühnsten Träumen vorstellen konnten. Im Licht unserer Lampen tauchte ein Tisch aus Stein auf. Er schien eine Art Altar zu sein, in welchem eine schüsselartige Vertiefung eingelassen war - möglicherweise für Blutopfer gedacht. Vor dem Tisch saß in einem steinernen

Sessel eine zusammengesunkene Mumie, geschmückt mit Binden und Schnüren. Ein eingefallenes Gesicht, dessen Haut sich über die Knochen spannte, blickte uns mit leeren Augen entgegen. Auf Stirn und Brust trug die Gestalt dünne Metallplatten, ob aus Kupfer oder Gold war bei der spärlichen Beleuchtung nicht festzustellen.

„Das ist ein Capac, wie ich ihn in Peru gesehen habe“, stieß Pierre aufgeregt hervor. „Dies ist der endgültige Beweis, dass die Peruaner Polynesien erreicht haben, denn dies ist die Mumie eines Inka-Anführers ...“ Wir waren sozusagen am Ziel. War damit das Geheimnis der Marquesas gelöst?

„Laßt uns zurückkehren – der erste Raum mag noch genug weitere Überraschungen bergen“, zeigte sich Bob realitätsbezogen. Pierre nahm den Stirnpanzer und zwei Armreifen an sich, und wir tauchten wieder zum Beiboot zurück. „Du sollst diese Reliquien hier lassen“, meinte Aranui in strengem Ton. „Die Götter werden uns strafen für diesen Grabraub“. Doch niemand hörte auf sie. Sie war ja nur ein Kanakenweib, das früher in den Hafenkneipen Papeetes getanzt hatte ...

Nachdem wir den Tunnel zurückgelassen hatten, erwies sich die Plattform dann als überaus interessant. Vor allem sprangen die steinernen Riesen in der Grotte, zu der wir durch das Wasser der Nacht zurückkehrten, ins Auge. Ihren Brüdern mit den großen Glotzaugen und den über den Bauch gefalteten Händen waren wir schon an mehreren Stellen der Insel begegnet, aber die Statuen hier maßen wohl über zwei Meter. Ebenso sahen wir bäuchlings liegende Monumente, halb Mensch, halb Tier, mit vorwärts gestreckten, flossenartigen Armen und grinsenden Mäulern.

„Jetzt weiß ich, woran mich die Statuen erinnern“, erkannte Pierre. „Ganz ähnliche Steinfiguren gibt es in San Augustin in Südamerika, ein weiteres Indiz der frühen Kontakte zwischen Peru und Polynesien“.

Der eigentliche Höhepunkt unserer Entdeckungsfahrt war aber noch nicht erreicht. Es war Aranui, die beim Stöbern im Hintergrund der Plattform eine phänomenale Entdeckung machte.

„Seht her, Knotenschnüre“, rief sie laut. Roullé stürmte zu ihr und hielt wie vom Donner gerührt inne. „Quipus – das ist das Non-plus-ultra. Ich werde Tage zur Entzifferung brauchen – aber sie sind zweifelsfrei peruanischen Ursprung“.

Und – um die Dramatik des Geschehens womöglich zu steigern – ertönte in diesem Moment Miguels Rufe vom Eingang her: „Kommt rasch zurück, das Wetter schlägt um. Und die Flecha wird geentert. Schnell, sonst sind wir hier verloren ...“

In der Brandung zur Ewigkeit

In Windeseile raffte Pierre die Quipus zusammen und wir sprangen ins Boot. Mit hastigen Ruderschlägen strebten wir dem Eingang zu, wo uns Miguel schon aufgereggt erwartete und zu uns ins Boot kam.

Draußen erwartete uns zweierlei. Obwohl es erst etwa drei Uhr nachmittags war, hatte der Himmel eine nahezu nachtdunkle Färbung angenommen. Blitze zuckten aus rasch ziehenden Wolken und ein strammer Ostwind türmte hohe Wellen in die Bucht.

Was jedoch noch bedenklicher erschien, war, dass die Flecha offenbar den Anker gelichtet hatte, und langsam die Fahrt aufs offene Meer aufnahm.

„Ich hörte Schüsse und Schreie vom Schiff“, keuchte Miguel. „Als ich meinen Feldstecher auf die Flecha richtete, sah ich, dass dort ein Kampf stattfand“. Das waren die letzten Worte, die ich von Miguel, unserem treuen Führer durch die Anden, vernahm ...

„Schwein Johansen hat zugeschlagen“, stieß Balint hervor, und Bob nickte verbissen: „Wir müssen ihn einholen, los pullt, Boys“, übernahm er das Kommando.

„Wenig Chancen, die Flecha einzuholen“, meinte der Normanne, „aber wir kriegen ihn noch – das schwöre ich beim Klabautermann!“

Die Wogen in der Bucht türmten sich himmelhoch. Wir ruderten wie die Verrückten. Doch der Rauchfang der Flecha stieß dicke Rauchwolken aus und unser Schiff entfernte sich mit zunehmender Geschwindigkeit.

Als wir um das Kap bogen, welches die Bucht vom offenen Pazifik trennte, geschah es: Das Schicksal schlug mit unerbittlicher Härte zu.

Eine ungeheure Woge kam auf uns zu. Alles auf unserer Fahrt von Quiro nach Omoa war dagegen nichts. Das Beiboot bäumte sich auf, steil und steiler. Mir war klar, dass dies zum Kentern führen musste, und so war es auch.

Ein gewaltiger Schwall Wasser überflutete uns. Das oberste war zu unterst und umgekehrt. Ich ruderte wie wahnsinnig mit Armen und Beinen, schluckte Salzwasser in Massen und kam schließlich an die Oberfläche der tobenden See.

„Hierher“, hörte ich Bob wie aus großer Entfernung rufen. Ich kraulte in die Richtung und erreichte mit letzter Kraft eine Klippe, auf der mir Bob hinauf half. Pierre Roullé war auch da, und Ioane strebte ebenfalls zu unserem Rettungsplatz.

„Wo ist Aranui?“ schrie Balint, der nun auch aus der gischtenden Flut auftauchte. Sie und Miguel waren verschwunden.

Und blieben es ... Das gekenterte Rettungsboot tauchte auch nicht wieder auf. Es war offenbar gesunken.

Die Flecha war nicht mehr sichtbar. Roullé beklagte den Verlust der Metallpanzer und Armreifen. Wir hatten auf ganzer Linie verloren. Und wo war Aranui?

Trotz des hohen Wellenganges sprang ich gemeinsam mit Balint in die aufgewühlte See. Wir schwammen und tauchten nahezu eine Stunde, doch von Aranui und Miguel fanden wir keine Spur.

Die Blume Fatu Hivas hatte im Sturm ihr Ende gefunden.

Niemand kann sich in meinen Zustand hineinfinden, in dem ich mich damals befand.

Die Flecha, Johansen, unsere Mission, der mumifizierte Mediziner, die Quipus – all das war mir mit einem Mal komplett gleichgültig. Was war Fatu Hiva, was war die Welt, ohne Aranui. Ich war wie vor dem Kopf gestoßen und hockte teilnahmslos im Sturm und peitschenden Regen auf der Klippe, auf die wir uns gerettet hatten.

„Auch Miguel ist unten geblieben“, versuchte mich Bob zu trösten. „Ich weiß über Deinen Verlust, aber es war ‚force majeure‘. Was konnten wir tun ...?“

Ja, höhere Gewalt, was konnten wir tun? Schlagartig wurde mir klar, was ich in der Bucht des Wassers der Nacht verloren hatte – Unwiederbringliches ...

„Das Leben muss weitergehen, Rolf“. Bob legte den Arm um meine Schulter und drückte fest meine Hand ...

Ja, ich hatte meinen treuen Freund. Der blieb mir, trotz aller Schicksalsschläge. Mit seiner Kritik an meiner Liebe zu Aranui – und dass es mehr, viel mehr als bloße Zuneigung war, merkte ich jetzt bei ihrem Verlust mit schmerzlicher Deutlichkeit – hatte er es sicher gut mit mir gemeint. Er konnte sich nicht vorstellen, dass es für mich auch etwas anderes geben konnte als das unstete Abenteuerleben. Im letzten Winkel seines Herzens bleibt man allein, diese bittere Lektion habe ich damals gelernt.

Aranui hatte dieses Alleinsein unterbrochen – für kurze Zeit.

An der nachfolgenden Durchquerung der Insel erinnere ich mich nur noch bruchstückhaft. Unter Führung Ioanes schlugen wir einen halsbrecherischen Pfad hinauf zum Hochland ein. Ob der Sturm pfiff oder der Regen peitschte – es war mir egal.

Wie lange unser Marsch gedauert hat, weiß ich nicht mehr – es interessierte mich einfach nicht. Und auch als wir einen Kamm erreichten, von dem aus man ans Nordkap Fatu Hivas erreichen konnte und man zur Flecha hinuntersehen konnte, war mir das weitgehend gleichgültig. Wie durch einen Schleier hörte ich Balints Rufe „Jetzt hat Johansen das Schiff auf Grund gesetzt – o Welch hervorragender Seemann er nur ist ...“

Durchs Fernglas konnten die Gefährten eine leichte Schlagseite der Flecha erkennen. Die Leute, die an Deck hin- und her liefen, waren in keiner beneidenswerten Situation. Lag doch das einzige Rettungsboot am Grund der Unglücksbucht.

Bob begann sich um meine Apathie ernstlich Sorgen zu machen. Später erzählte er mir, dass er mich nie zuvor und danach in einem derartigen Zustand gesehen hätte.

Und als wir unter Leitung Ioanes weiter in Richtung Omoa strebten, hielt unser Führer an einer Felsnase wie gebannt inne – vor uns stand, wie aus dem Boden gewachsen – Te Terai, der Alte vom Berg.

„Ich habe euch erwartet“, verkündete er mit ernster Stimme. „Ihr habt das Tabu von Vai-po gebrochen – die Tikis haben euch dafür bestraft. Sie haben euch euer Schiff genommen, ich habe wohl gesehen, dass es am Riff von *Tevaii* aufgelaufen ist. Und dir, Rolf-o, Aranui, die Perle der Marquesas ...“

Mit den letzten Worten, die er mit leiser Stimme gesprochen hatte, nahm er mich beiseite.

„Aranui hat dafür bezahlt, dass sie mit euch das Tabu gebrochen hat. Ich habe euch von Vai-po mit Vorbedacht nichts erzählt. Die Tabuzonen am Berg sind keine echten. Aber das Wasser der Nacht unterliegt strengem Tabu. Das hätten die Ouias wissen müssen“, meinte er mit einem verachtenden Blick auf Ioane.

„Aranui hat bei ihrem Gang ins Totenreich mit meiner Seele Verbindung aufgenommen. Sie ist nicht mit Bitterkeit gegangen. Ich soll dir mitteilen, dass sie dich sehr geliebt hat. Wenn es einen Himmel gibt, wie eure Missionare behaupten, dann wird sie dort auf dich warten ...“

Seit damals habe ich oft über Te Terais Worte geknobbelt. Hatte er mich nur trösten wollen, da er meinen miserablen Zustand erkannte? Aber Mitleid ist eine Kategorie, die in Polynesien kaum verbreitet ist. Und woher wusste er von unserer engen Beziehung?

Sei es wie es sei – die wenigen Sätze des Alten vom Berg zeigten Wirkung, nicht sofort, dafür aber nachhaltig.

Über unseren Rückmarsch gibt es wenig zu berichten. Außer, dass Te Terai unaufgefordert, aber wohl gelitten, die Führung übernahm.

„Das ist aber nicht die Richtung auf Omoa, weiser Mann vom Inseldach“, wagte Ioane eine Kritik, als wir unseren Weitermarsch bereits einige Zeit lang fortgesetzt hatten.

„Weshalb sollen wir den weiten Weg nach Omoa einschlagen, wenn wir viel schneller zu Hanavave absteigen können?“ erklärte der Alte zu uns gewandt. Ioane strafte er während der gesamten Rückmarsches mit seiner Verachtung. „Es ist klar, dass die Tage Johansens zu Ende sind. Er hat eure Flecha geraubt und sitzt auf den nördlichen Klippen fest. Die Hanavaves werden sich gegen ihre Unterdrückung wehren. Wenn sie es nicht schon getan haben, werden wir ihnen dabei helfen“.

Als wir unten anlangten, stellte sich heraus, dass sie die Gewaltherrschaft bereits beendet hatten. Ihre Rache war schrecklich gewesen. Die beiden weißen Matrosen, die Johansen in Hanavave zurückgelassen hatte, waren massakriert und am Dorfplatz auf Pfählen verkehrt angebunden worden. Nicht genug damit, hatten die wütenden Perlentaucher auch jene ihrer Stammesgenossen gnadenlos getötet, die mit dem Weißen Herrscher kooperiert hatten. Wie gesagt – Mitleid ist keine Kategorie auf den Marquesas, Grausamkeit aber wohl.

Uns blieb nach unserer Ankunft im Hanavave-Tal kein Beitrag zur Regime-Änderung zu leisten. Und als wäre das Ganze ein Theaterstück, bei dem das richtige Stichwort den Handlungsablauf bestimmt, lief am nächsten Morgen ein französischer Schoner mit Regierungsbeamten an Bord ein. Spät, aber schließlich doch, hatten die französischen Vertreter in Atuona reagiert, und ein Schiff von Hivaoa geschickt. Der korrupte Kommissär in Omoa befand sich bereits, seines Postens enthoben, an Bord – und nun wollten die Beamten die Gerüchte, die ihnen über die Verhältnisse in Hanavave zu Ohren gekommen waren, überprüfen.

Achselzuckend wandte sich der Vertreter des Oberkommissärs aus Atuona von den Leichen der getöteten Unterdrücker ab. Es blieb ihm nur noch, deren Begräbnis anzuordnen.

Und wir nahmen gerne die Gelegenheit wahr, zur gestrandeten Flecha auszulaufen. Es wäre uns nichts anderes übrig geblieben, als nochmals mit einem Auslegerkanu auszulaufen. Das sich dies nach all unseren Erfahrungen an der Ostküste nun vermeiden ließ, war ein Glücksfall bei all den vergangenen Widrigkeiten.

Hinzufügen sollte ich noch, dass die Schlechtwetterfront schon bei unserem Abstieg nach Hanavave abgezogen war. Und dass der Alte vom Berg verschwand, als wir aufs Hanavave-Dorf hinunter sahen. Sein Verschwinden geschah ebenso unvermittelt und überraschend wie sein Erscheinen. Aber daran waren wir ja mittlerweile gewöhnt.

Tauchgang des Grauens

Bevor ich das Ergebnis unserer Fahrt zur *Tevaii-Klippe* schildere, auf der unser Schiff festsaß, sei – in der gebotenen Kürze - auf die Vorgänge auf der Flecha bei der Kaperung, die anschließende Entführung sowie ihr Auflaufen auf dem Riff eingegangen. Die Schilderung beruht auf dem Bericht des Steuermannes, den er uns später gab.

Captain O'Brien und Larsen waren sich in der Einschätzung aufziehender Schlechtwetters einig. „Wahnsinn, bei diesen Vorzeichen mit dem Boot auszulaufen. Niemand weiß, wie schnell das Schlechtwetter aufzieht. Wenn der Sturm bläst, kommt das Beiboot nicht ungeschoren davon“, unkte der Kapitän. Uns sein Steuermann fügte hinzu „Und uns hält der Anker hier nicht, wir müssen uns seewärts absetzen, wenn die Briesse steifer wird ...“-

Doch vorerst blies der Ostwind zwar ‚steif‘, aber noch nicht besorgniserregend. Kapitän, Steuermann und die vier peruanischen Matrosen widmeten sich den meteorologischen Beobachtungen. Schon bald begannen dichte Wolken von Osten her einzufallen, und eine eigenartige, milchige Diesigkeit verbreitete sich.

„Wenn das nur keinen ausgewachsenen Taifun abgibt“, meine Jens Larsen sorgenvoll und deutete mit seiner Stummelpfeife gegen die aufziehende Wolkenbank.

Vermutlich widmeten sich die sechs Männer an Bord zu sehr der Beobachtung der Ostseite. Denn die folgende Übrumpelung kam für sie alle schnell und völlig überraschend.

Johansen hatte sich mit seinen Leuten in zwei Auslegerbooten von Nordwesten her genähert. Im Nu und ohne Gegenwehr enterten sie die Flecha. O'Brien wurde gefesselt, und als sich Larsen zu wehren versuchte, schlugen ihn Johansens Leute einfach nieder. Die Piraterie war vollständig gelungen. Die peruanischen Matrosen wagten keine Gegenwehr und waren schnell gefesselt.

Die Flecha, deren Dieselmotor auf niedrigster Stufe lief, wurde fachmännisch gestartet. Schließlich waren Johansens Kreaturen frühere Seeleute, bevor sie auf Bandenkuhniveau abgesunken waren.

Da war der Moment, als Miguel – unser treuer Führer durch die peruanischen Kordillern, der ebenfalls Opfer der Brandung werden sollten uns mit seinen Schüssen und Rufen warnte.

Nach Lichten des Ankers verließ die Flecha die Bucht von Taiokai – alles schien nach Wunsch der Piraten zu gehen.

Doch inzwischen hatte der Wellengang buchstäblich von Minute zu Minute zugenommen. Johansen, der selbst das Steuerruder übernommen hatte, kam mit der Flecha nicht zurecht. Er war mit den Eigenheiten, das jedes Schiff aufweist, nicht vertraut, und dies erwies sich als fatal.

Als erfahrener Seemann erkannte er bald, wie gefährlich die Situation war. Die Flecha rollte und stampfte im aufkommenden Orkan. Es gelang Johansen nicht, das offene Meer zu erreichen. Und dass die Riffe der Küste unter diesen Verhältnissen zum Scheitern führen konnten, war klar wie Hühnerbrühe, wie sich Larsen bei seiner Erzählung ausdrückte.

Johansen unternahm in dieser Situation das einzig Richtige, das er tun konnte – nur zu spät. Er übergab das Ruder seinen Leuten und durchschnitt die Fesseln von O'Brien und Larsen.

„Los, helft mit, das Schiff zu retten, bevor es zu spät ist“. Der einsetzende Starkregen in Verbindung mit dem peitschenden Wind wehte die Worte von Johansens Lippen, aber Captain und Steuermann verstanden auch so, was er meinte.

Doch alle Anstrengungen mit dem erfahrenen Larsen am Ruder erwähnten als vergeblich. Wertvolle Zeit war verstrichen, und es gelang nicht mehr, die Flecha aufs offene Meer zu bugsieren.

„Gnade uns Gott, du verdammter Esel“, fuhr O'Brien Sven Johansen an. „Du hast uns in Teufels Küche gebracht, von der aus uns niemand mehr heraushelfen kann“.

„Du wirst mit seiner Großmutter heute noch Hochzeit halten, Menschenschinder und Pirat. Aber wir werden mit dir verderben, und um uns ist es sehr schade ...“, fügte Larsen grimmig hinzu. Auch in der kritischsten Situation verlor der Skandinavier seinen Humor nicht.

Johansen war aschfahl geworden. Und dann erschütterte ein fürchterlicher Ruck die Flecha.

„Aus, vorbei“, rief Captain O’Brien. „Wir sind auf ein Riff aufgelaufen und sind erledigt ...“

Die Matrosen liefen planlos durcheinander. Larsen hatte die vier Leute der eigenen Besatzung längst von ihren Fesseln befreit. Doch das half nicht viel. Das einzige Rettungsboot der Flecha hatte uns zum Wasser der Nacht gebracht. Und sank etwa zur gleichen Zeit in der Monsterwelle.

Bei dem Desaster, hatte die Flecha noch unwahrscheinliches Glück im Unglück. Wie eine sofortige Inspektion durch O’Brien ergab, hatte sie sich mit dem Kiel zwischen zwei Felsen gebohrt. Der Rumpf war zwar auf einer Seite eingedrückt, aber das Leck war klein genug, um abgedichtet zu werden.

„Hands up – jetzt seid ihr dran“, rief da plötzlich O’Brien. Er hatte die Ablenkung der Johansen-Gang dazu benutzt, um den Waffenschrank aufzuschließen und seine Mannschaft mit Gewehren und Revolvern auszustatten.

Die Überrumpelung der Piraten gelang ebenso vollkommen, wie jene zuvor seitens der Gegner.

Und danach konnte unsere brave Mannschaft nichts anderes tun, als auszuharren. Sie bestanden darauf, dass wir ihnen mit dem Beiboot zu Hilfe kommen würden. Sie ahnten ja nicht, dass dieses inzwischen gesunken war.

Im Sturm ächzte und stöhnte die Flecha zwar noch gewaltig, aber sie hielt sich wacker und fasste auch nicht mehr Wasser, als die Lenzpumpen bei gedrosseltem Motor schaffen konnten.

Wie das Schiff allerdings vom Riff wieder loskommen konnte, das stand in den Sternen.

„Kommt Zeit, kommt Rat“, meinte der Captain. Uns Larsen fügte hinzu „Vielleicht reicht eine Springflut aus, um uns von hier wegzuheben. Nach der Tabelle, die ich eben zu Rate gezogen habe, wird das in etwa achtzehn Tagen der Fall sein. Bis dahin müssen wir uns eben gedulden –und auf Neptun anstoßen, der uns nochmals davonkommen hat lassen.“

Und da auch O'Brien einen guten Schluck nicht abgeneigt war, wurden mehrere Bullen Schnaps geköpft, und bald waren alle in Hochstimmung.

Die Piraten erhielten nur Wasser. „Durst sollt ihr nicht leiden, bevor ihr mit Seilers Tochter Hochzeit halten werdet“, meinte Larsen galant. „Des Teufels Großmutter hat dich nochmals verschont, aber in Papeete werden dich die Franzmänner hängen, das ist so klar wie Stiefelwachs. Für Perlendiebe, Menschenschinder und Piraten haben sie nichts über, so wahr ich Jens Larsen heiße“.

Die Flüche, mit denen der Schwede die Äußerungen des Steuermanns quittierte, störten Larsen nicht. „Solange er flucht, ist er gesund. Und gesund sollte er sein, wenn er seinen Hals in die Schlinge steckt. Oder haben sie in Tahiti noch die Guillotine?“ Aber bald sollte sich erweisen, dass die Schicksalsfäden anders geknüpft waren.

*

Unsere Besatzung begrüßte uns mit donnernden Hurrah-Rufen, als wir uns mit dem französischen Regierungsschoner der Flecha näherten. Der inzwischen an Bord konsumierte Aquavit mochte wohl zur Begeisterung beigetragen haben. Die Begeisterung ging jedoch auf Halbmast zurück, als wir ihnen vom Sinken des Beibootes in der Bucht und vom Verlust Aranuis und Miguels berichteten.

Der französische Oberkommissär ließ Johansen und Konsorten in Eisen legen und in den Kielraum seines Schiffes sperren.

Einen weiteren unschätzbaren Vorteil bot die Anwesenheit des Regierungsschiffes. Nachdem sich nämlich O'Brien und Larsen mit dessen Kapitän zu einer längeren Beratung zurückgezogen hatte, beschlossen sie die Flecha

vorsichtig vom Riff zu ziehen. Ob dies bei normaler Flut gelingen würde, blieb ein Vabanque-Spiel. Wie ernst die Situation war, zeigte sich durch O'Briens Anordnung, alle wichtigen Dinge von der Flecha auf den französischen Schoner zu bringen.

Doch das Manöver gelang zum Glück überraschend gut. Das Leck riß nicht weiter auf, und auch der Kiel, mit dem die Flecha am Riff aufgerissen war, erwies sich als stabil. „In zehn zu eins Fällen hätten wir das Schiff verloren“, meinte Balint und Larsen nickte heftig. „Die Tikis haben offensichtlich genug an den beiden Opfern in der Bucht“, meinte unser Steuermann.

Als Johansen dann von Aranuis schrecklichem Ende erfuhr, zeigte er sich völlig konsterniert. Auf Balints heftige Vorwürfe, dass letztlich er – nämlich Johansen – am Desaster in der Bucht Schuld sei, entgegnete er kein Wort zu seiner Verteidigung.

Er schien seine Schuld einzusehen – und ich hatte den Eindruck, dass er seine Piraterie bereute. Ohne die versuchte Entführung der Flecha, wären wir mit dem Beiboot nicht so unbedacht ausgelaufen. Aber angesichts der Sturmwarnung seitens des Kapitäns und Steuermanns hätten wir erst gar nicht von der Flecha ablegen sollen. Aber all das Wenn und Aber brachte Aranui nicht mehr zurück.

„Ich will nach dem Boot tauchen“, meinte Balint. „Vielleicht finde ich Aranui dort unten, und wir können ihr ein christliches Begräbnis bereiten ...“

„Und ich komme mit“, fügte Johansen hinzu. „Ich weiß, wann ich den Kürzeren gezogen habe. Dies ist nun der Fall. Ich werde abtreten, aber diesen letzten Gefallen werdet ihr mir nicht abschlagen ...“

Alle schwiegen.

Und so fanden wir uns zwei Tage später in der Bucht von Taiokai, um nach dem gesunkenen Beiboot zu tauchen. Neben Balint und Johansen entschloß sich auch Ioane hinunterzugehen. Ich wollte zunächst bei dem gefährlichen Unternehmen mitmachen, blieb aber auf Larsens dringenden Rat oben. Der hatte gemeint, dass das Wasser an dieser Stelle etwa zwanzig Meter tief war, das Boot womöglich noch tiefer

lag. In diesem Bereich war der Wasserdruck schon so stark, dass nur erfahrene Taucher zum Grund der See gelangen konnten. Ioane war ein solcher, und auch Balint hatte früher sein Glück als Perlentaucher versucht. Aber Johansen? Würde er es schaffen und durchhalten?

Neben dem Bergen der Leichen von Aranui und Miguel gab es noch einen weiteren Grund für den Tauchgang. Pierre Roullé hatte zwar die Quipus aus der Wasserhöhle gerettet – Panzer und Reifen lagen jedoch auf dem Grund der Bucht.

Als erster versuchte Ioane sein Glück. Nach sage und schreibe vier und einer halben Minute kam er pustend wieder zum Vorschein und schüttelte den Kopf. Er hatte nichts gefunden. Wie er es schaffte, so lange in dieser Tiefe zu verweilen, blieb uns Europäern ein Rätsel. Die polynesischen Taucher hatten angeblich eine spezielle Technik entwickelt, den Atem anzuhalten.

Danach tauchte Balint. Er kam bereits nach knapp drei Minuten wieder nach oben – ebenfalls ohne Ergebnis.

Johansen hielt es eine halbe Minute weniger aus – mit dem gleichen Erfolg.

Die Schwierigkeit bestand offenbar darin, die Stelle zu finden, an der das Boot gesunken war. Zudem war der Meeresboden nach Auskunft der Taucher äußerst uneben. Falls das Rettungsboot in eine der Spalten geglitten war, würde es nicht mehr auszufinden sein.

Nach mehreren Versuchen, als die Sonne schon im Sinken begriffen war, und die Lichtverhältnisse allmählich schlechter wurden – in der fraglichen Tiefe herrschte bestenfalls Halbdunkel – tauchten alle drei gemeinsam.

Als nach langen, bangen Minuten niemand nach oben kam, begannen wir uns große Sorgen zu machen. „Da ist etwas Unvorhergesehenes vorgefallen“, erwiderte Bob.

Endlich, nach mehr als fünf Minuten, erschienen drei Körper an der Wasseroberfläche: Ioane, Balint – und, mit einem fächerartig ausgebreiteten, langem schwarzen Haarschleier – *A r a n u i*.

Balint war minutenlang nicht fähig, eine Äußerung von sich zu geben. Ich war mir nicht sicher, ob sein Gehirn nicht durch den Sauerstoffmangel gelitten hatte. Jedenfalls schien er nach diesem letzten Tauchgang verändert zu sein. Aber vielleicht war es auch nur das Auffinden von Aranuis Leichnam.

Das merkwürdige an dieser Angelegenheit war die Tatsache, dass unsere Gefährtin aussah, als schiefe sie. Ich gestehe, dass ein Grund, weshalb ich nicht mit hinabgetaucht war, die Angst war, eine aufgeschwemmte Wasserleiche zu erblicken. Ich wollte Aranui in Erinnerung behalten, wie ich sie zuletzt gesehen hatte.

Niemand hatte eine Erklärung für den Zustand. Seit dem Unglück in der Bucht waren mehrere Tage vergangen. Und nun das ...

Johansen tauchte nicht mehr auf. Er ist in der Tiefe geblieben. Vielleicht war es auch besser so.

Ioane, der sich beim Auftauchen ebenfalls an der Grenze der Bewusstlosigkeit befunden hatte, schwieg sich aus. Es war ihm keine Aussage über die Vorgänge in der Tiefe zu entlocken.

Als Balint wieder ansprechbar war, lieferte er einen kurzen Bericht.

Diesmal waren sie aufs gesunkene Boot gestoßen. Es lag kieloben im Sand. Es zu wenden kostete den dreien gewaltige Anstrengungen. Eine oder auch nur zwei Personen hätten es nicht geschafft.

Und unter dem ungekippten Boot kam Aranui zum Vorschein, mit ihren ausgebreiteten Haaren, und – wie sich Balint zu erinnern glaubte – weit offenen Augen, wirkte sie wie ein Geist. Johansen war durch den Anblick offenbar so erschreckt, dass er in Panik kehrt machte und davonschwamm. Offenbar ins Nichts ...

Von Miguel entdeckten die Taucher keine Spur mehr.

Als Roullé zaghaft nach Stirn- und Brustpanzer des Medizinmannes fragte, warf ihm der Normanne einen abgründig wilden Blick zu, sodass Pierre eingeschüchtert schwieg.

„Nimm es als Opfer, welches wir für das Betreten der Tabuzone zu erbringen hatten. Ebenso wie Aranui, die Perle der Marquesas.

Das Kreuz von Taiokai

Was bleibt zu berichten?

Zunächst das Begräbnis von Aranui. Wir haben sie hoch über der Bucht von Taiokai beerdigt. Die Steilheit der Klippen, welche die Bay umsäumte, bot erst in beträchtlicher Höhe Platz für eine Grabstelle. Ein schlichtes Holzkreuz trägt ihre Initialen. Ich weiß nicht, auf welche Weise er es in Erfahrung gebracht hatte, aber beim Begräbnis erschien Te Terai.

Balint, der harte Normanne, weinte wie ein Kind. Selbst Bob, der hartgesottene Globetrotter, hatte feuchte Augen.

Hier lag sie nun, gegen Te-Fiti, dem Osten schauend, zu jenem Erdteil, aus dem ihre Vorväter übers Meer nach Fatu Hiva gekommen waren.

Der einzige unserer Gruppe, der nicht an der Bestattung teilgenommen hatte, war Pierre Roullé. Er arbeitete seit Tagen intensiv an der Entzifferung der Quipus, die er als einzige Ausbeute vom Wasser der Nacht mitbringen konnte.

Die meisten dieser Kinderschnüre enthielten offenbar Genealogien von Stammesfürsten und Dynastien berühmter Krieger. Das mochte für Ethnographen und Historiker ganz interessant sein, für Reportagen gab das aber weniger her.

Aber Bobs Zeitung sollte doch noch auf ihre Rechnung kommen. Und – fürwahr – auf was für eine!

Als wir nämlich von Aranuis Beerdigung auf der Felskanzel zurückkehrten, war Pierre eben die teilweise Entzifferung des letzten Quipus gelungen.

Freudestrahlend begrüßte er uns in seiner Kabine auf der Flecha. „Sensationell, diese Entdeckung wird in die Geschichte der Menschheit eingehen – vorausgesetzt sie hält. Natürlich muss ich das noch durch Spezialisten in Lima bestätigen lassen. Aber hört was ich fand“.

Gespannt warteten wir auf seinen Bericht. Eine gewisse ehrfürchtige Stille schien sich zu verbreiten. Ich dachte an Aranui – ob sie uns von dort aus ‚sah‘, wo sie sich jetzt befand? Irgendwie fühlte ich auf seltsame Weise ihre Nähe – und das war ein eindringliches, inniges Gefühl.

„Es ist die Rede von der Reise der Indios vom Osten, Te-Fiti – hier war er wieder, dieser Begriff! – nach Fatu Hiva. Die Insel hieß damals anders, aber egal“. Pierre machte – wohl absichtlich, um uns zappeln zu lassen – eine Pause.

„Das ist nichts Neues“, setzte er fort. „Aber hört, es ist die Rede vom Schwert der Götter, dem wir in den Kordillern so entschieden nachgespürt haben²⁴. Ein unglaublich hartes Metall, das alles spalten kann, kommt euch das nicht bekannt vor?“ verkündete Roullé triumphierend. „Hier kommt wieder das Objekt unserer Begierde ins Spiel“.

Wir schwiegen überrascht. Das war ja eine sensationelle Neuigkeit! Der Zweck unserer Reise war erfüllt.

²⁴

Vergleiche „Das Schwert der Götter“, Bob Barring neu, Band 1.

„Aber der richtige Hammer kommt jetzt“, fügte Pierre mit bedeutungsvoller Stimme hinzu. Wißt ihr, meine Freunde, woher das Schwert kommt? Kommen könnte, sollte ich präziser sagen, da der Quipu hier bemerkenswert unklar bleibt – sei es aus meiner beschränkten Kenntnis heraus, eine verlässliche Interpretation anzufertigen, sei es mit Absicht – fast bin ich geneigt, letzteres anzunehmen“.

„Los, los, sag und doch deine Vermutung, wir wollen sie wissen“, stieß Balint gespannt hervor und alle nickten eifrig.

„Vom Mars, dem roten Planeten!“ ...

Die betreffende Stelle im Quipu lautet in etwa folgendermaßen:

„Bei den ewigen Göttern, die uns die Schneide(?) vom Himmel(?) gebracht haben. Es ist der rote Stern, der einmal so, aber dann wieder anders am Firmament(?) steht, der für die Schärfe der Schneide (Klinge?) verantwortlich ist. Er vollendet seinen Lauf in zwei Sonnen, weniger einundeinhalb Monden ...!“

„Vieles ist unklar, aber dass mit dem roten Stern der Planet Mars gemeint ist, scheint aufgrund der angegebenen Umlaufzeit klar zu sein“, interpretierte Pierre Roullé den sensationellen Text. Wir schwiegen tief beeindruckt ... War dies möglicherweise ein Hinweis auf die Existenz außerirdischen intelligenten Lebens?

Die Flecha, deren Leck in Omoa notdürftig geflickt worden war, wurde bei unserer Rückfahrt in Atuona im Trockendock generalsaniert. Anders wäre die Überfahrt gegen die ständig wehenden Passatwinde jetzt zu Beginn der Schlechtwetterphase zu riskant gewesen.

In Atuona mussten wir auch unsere Abenteuer den Regierungsbeamten zu Protokoll geben. Der Aufenthalt zog sich, aber schließlich konnten wir doch auslaufen.

Die Rückreise hatte es in sich. Wir gerieten in mehrere Tiefdruckgebiete und ich sah zum ersten Mal einen Captain kotzen. Gottlob bin ich seefest, aber schon mein Vater, der als Schiffszimmermann dreimal mit Segelschiffen um Kap Horn

gefahren war, hatte mir erzählt, dass die ältesten Kapitäne sich unter gewissen Umständen übergeben mussten. Es war eben eine Sache des Gleichgewichtssinns und nicht der Gewöhnung.

In Lima und später in den Vereinigten Staaten ließ Roullé den Quipu von Spezialisten prüfen. Abgesehen von unwesentlichen Abänderungen hielt die Botschaft! Die Angelegenheit wurde aber als top secret eingestuft. Die Regierungen Perus und die USA einigten sich darauf, die Botschaft unter Verschluss zu halten. Auch Bobs Boss musste damals auf einen Bericht verzichten, was er zähneknirschend akzeptierte. In ein paar Jahrzehnten, wenn man den Mars erreichen würde, konnte man die Suche nach dem außerirdischen Metall fortsetzen. Da würde uns aber kein Bein mehr weh tun ...

Hiermit könnte ich meinen Bericht über unser Südsee-Abenteuer eigentlich schließen.

Wenn nicht der dicke Brief Balints wäre, der mich zwei Jahre nach dem Ende unseres Abenteuers, also 1957, in Wien erreichte. Er war mit einer Unzahl exotischer Marken frankiert und dutzende Male abgestempelt. Von seiner Aufgabe bis zur Ankunft waren offenbar mehrere Monate vergangen. Als ich ihm meine Adresse gegeben hatte, dachte ich nicht im Traum daran, dass er mir schreiben würde. Doch er tat es.

Gespannt öffnete ich den Brief und las folgendes:

Hallo, lieber Freund:

Ich grüße dich aus Atuona, wo ich jetzt bin. Mir ist das Abhauen von Schwein Johansen nicht aus dem Sinn gegangen, und so bin ich nochmals zur Taiokai-Bucht gefahren und habe dort lange getaucht. Sven Johansen habe ich nicht mehr gefunden – der wird, ebenso wie Freund Miguel, von den Riffhaien gefressen worden sein.

Aber seine Perlen lagen in einem kleinen Beutel nicht weit vom Boot. So bin ich ein reicher Mann geworden. Was sollte ich mit dem Geld tun? Essen und trinken

kann ich nur dreimal am Tag. Und meinen Arsch kann ich nur auf einem Bett ruhen lassen.

So habe ich mich noch auf einen Wunsch Aranuis besonnen, die Seuchen im Westteil Fatu Hivas zu bekämpfen. Die Luft in Omoa und Hanavave ist – im Gegensatz zur Ostküste – verdammt schlecht. Elephantiasis und andere böse Krankheiten werden durch Stechmücken übertragen. Aranui hat stets gemeint, man müsste dagegen etwas tun. Jetzt kann ich es. Meine Perlen helfen den Menschen im Hospital in Atuona – ich habe es gegründet und bezahle es.

Aranui, die ich sehr vermisse, wäre wohl stolz auf mich. Ach war ich dumm, dass ich die Zeit mit ihr nicht besser genutzt habe. Jetzt ist es zu spät – wie so oft im Leben.

Te Terai ist munter wie ein Junge. Du wirst es nicht glauben, aber er hat sich mit den Quiros versöhnt. Nichts ist mehr wie es war.

Drei Taifune sind in den letzten zwei Jahren über Fatu Hiva gezogen. Omoa ist dabei flachgelegt worden. Sie bauen es aber wieder auf.

Die Quiros tauchen nun selbst nach Perlen und werden dadurch wohl bald wohlhabend werden. So hat Schwein Johansen letztlich doch etwas Gutes bewirkt.

Ich wünsche dir Glück, viele Schweine zum Essen und Frauenliebe. Komm doch wieder auf die Marquesas. Ich erwarte dich, Freund Rolf-o.

*Es grüßt dich dein alter Freund
Roger Balint, der Normanne.*

Ich gestehe, dass ich mehr als feuchte Augen beim Lesen von Balints Brief bekommen habe.

Ich habe ihn nie mehr getroffen.

In bin auch nie wieder zu den Marquesas gefahren.

Die Erinnerung an Aranui, die lange Zeit schmerzlich war, ist dann allmählich einem tiefen Gefühl innigen Gedenkens gewichen. Bei all den Widrigkeiten unseres Schicksals ist es das, was unser Leben lebenswert macht.

- X -

Würdigung. Bei der Ausschmückung der vorstehenden Geschichte wurden bekannte Südsee-Schilderungen herangezogen, wie etwa Herman Melvilles ‚*Taiipi*‘ und Thor Heyerdahls ‚*Fatu Hiva*‘. Dieses Buch mit seinen detaillierten Ortsangaben und famosen Naturbeschreibungen erwies sich als Glücksfall bei der Vorbereitung des vorliegenden Textes. Ein Besuch von *Nuku Hiva*, *Hivaoa* und *Fatu Hiva* anlässlich einer Deckpassage mit dem französischen Cargo-Schiff <<*Aranui*>>, das auch Passagiere mitnimmt, lieferten dem Autor der vorstehenden Erzählung wertvolle persönliche Eindrücke.